Auf Jagd-Safari in Deutsch-Ost

Von B. Müller, Wusterwitz

Verlag von J. Neumann in Neudamm



Wild und Wilde in Ostafrika.

Auf Jagd-Safari in Deutsch-Ost

Ein kurzer, erfolgreicher Jagd-Ausflug auf wehrhaftes Wild in Deutsch-Ostafrika

Von

B. Müller, Wusterwitz

Mit 57 Abbildungen auf 39 Tafeln nach Originalaufnahmen des Verfassers

Neudamm 1920
Verlag von J. Neumann

Inhalts-Verzeichnis.

Vorwort.

Faust: Die Sonne rückt und weicht, der Tag ist überlebt,
Dort eilt sie hin und fördert neues Leben.
O daß kein Flügel mich vom Boden hebt
Ihr nach und immer nach zu streben!
— — — — — — — — — — —
Ach! zu des Geistes Flügeln wird so leicht
Kein körperlicher Flügel sich gesellen.
Doch ist es jedem eingeboren,
Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns im blauen Raum verloren
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt.
Wenn über schroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet schwebt
Und über Flächen, über Seen
Der Kranich nach der Heimat strebt.
Ja, wäre nur ein Zaubermantel mein,
Und trüg' er mich in fremde Länder!
Mir sollt' er um die köstlichsten Gewänder,
Nicht feil um einen Königsmantel sein.

Manches ward anders seitdem: Die Flügel hätten wir und in der modernen Technik auch den Zaubermantel. Aber das Gefühl, welches auszudrücken ich mir die Worte unseres Dichters lieh, lebt unverändert fort in vieler Menschen Herzen, wenn es auch immer andere geben wird, die mit dem Philister Wagner erwidern: „Ich hatte selbst oft grillenhafte Stunden, doch solch Gefühl hab ich noch nie empfunden.“

Der Kronprinz, der, wie man aus seinem wohl jedem deutschen Weidmann teuren Jagdtagebuche ersieht, die Stimmung des Faust auch kennt, spricht darin von dem besonderen Zauber, der die hinauszieht, welche schon einmal den Reiz der fernen Fremde, der Tropen, des Orients gekostet haben. Er beschreibt einen heißen und erfolgreichen Jagdtag in Indien und schließt: „Solche Bilder, solche Stimmungen vergißt man nicht. Und das zieht einen wie Heimweh wieder zurück. Der Engländer nennt das „the Call of the East“. Auch ich kenne ihn jetzt, den Ruf.“

Ja, wer schon einmal draußen war, den ergreift die Sehnsucht des Faust mit doppelter Gewalt.

Und gerade dem Deutschen, der sich nur zu gern einspinnt, kann es so gar nicht schaden, einmal ganz andere Luft zu atmen, den Blick zu weiten, denn im engen Kreis verengert sich der Sinn. Kehrt er dann heim, wird ihm die Heimat erst recht lieb sein, und er mag mit Walther von der Vogelweide sagen: „Lande hab ich viel gesehn, nach dem Besten sucht ich allerwärts. Übel möge mir geschehn, wenn sich je betören ließ mein Herz, daß ihm wohlgefalle fremder Lande Brauch, deutsche Art geht über alle.“

Wohin nun aber, da die Welt so schön und so weit? Nun, ich denke, wenn man denn hinaus will und kann und Europa schon einigermaßen kennt, der Deutsche gehört, und im weiteren Ausland erst recht, zum Deutschen. Also mag dem Jäger Britisch-Ostafrika oder Indien auch anziehend erscheinen, auf in die deutsche Ostmark Afrikas! Dort gibt es noch genug wehrhaftes Wild und somit Ge-

legenheit zur schönsten Jagd der Welt! Jagd, die wenigstens in etwas noch Kampf ist.

So etwa erging es mir; und diese Reiseskizze ist aus dem Wunsche entstanden, daß auch weitere Kreise so denken möchten, daß sie und insbesondere die deutschen Jagdliebhaber den Wert unserer Kolonie besser erkennen möchten als bisher, endlich auch aus dem Wunsche, die müßigen Stunden der Reise, namentlich der Seefahrt, vielleicht einigermaßen nutzbringend auszufüllen. Nutzbringend nicht etwa für den durch die Afrikareise etwas geleerten Geldbeutel, wie mancher wohl denkt, denn es gibt so viel Reise- und besonders Afrikabücher, daß kein Geschäft mehr damit zu machen ist.

Im einzelnen ließ ich mich öfters von dem Gedanken leiten, daß bei aller Reichhaltigkeit unserer Literatur über Deutsch-Ostafrika und trotz der Menge von prächtigen Werken über große Jagdexpeditionen, es mir an einer modernen Schilderung einer so kurzen Jagdreise wie der meinigen, welche doch mancher deutsche Jäger nachmachen kann, zu fehlen schien. Ich selbst habe jedenfalls eine derartige Schrift sehr vermißt.

Geschrieben ist das ganze Büchlein während der Reise, auf der See, im Zeltlager, in den Erholungsstunden nach anstrengender Jagd, und ich bitte dementsprechend bei der Kritik um mildernde Umstände.

Möchte es mit den von mir erworbenen Erfahrungen einem oder dem andern behilflich sein bei einem Besuch unserer Kolonie, recht vielen aber die Anregung geben, hinauszugehen, und bei den andern Lesern, denen das nicht

möglich ist, das Interesse an dem schönen Lande beleben und erwecken. Ich habe unser Deutsch-Ostafrika und unsere dortigen Landsleute so aufrichtig schätzen und lieben gelernt, daß es mir ein Herzensbedürfnis ist, zu versuchen, ob ich ihnen nicht einige neue Freunde gewinne.

Wusterwitz, im Sommer 1914.

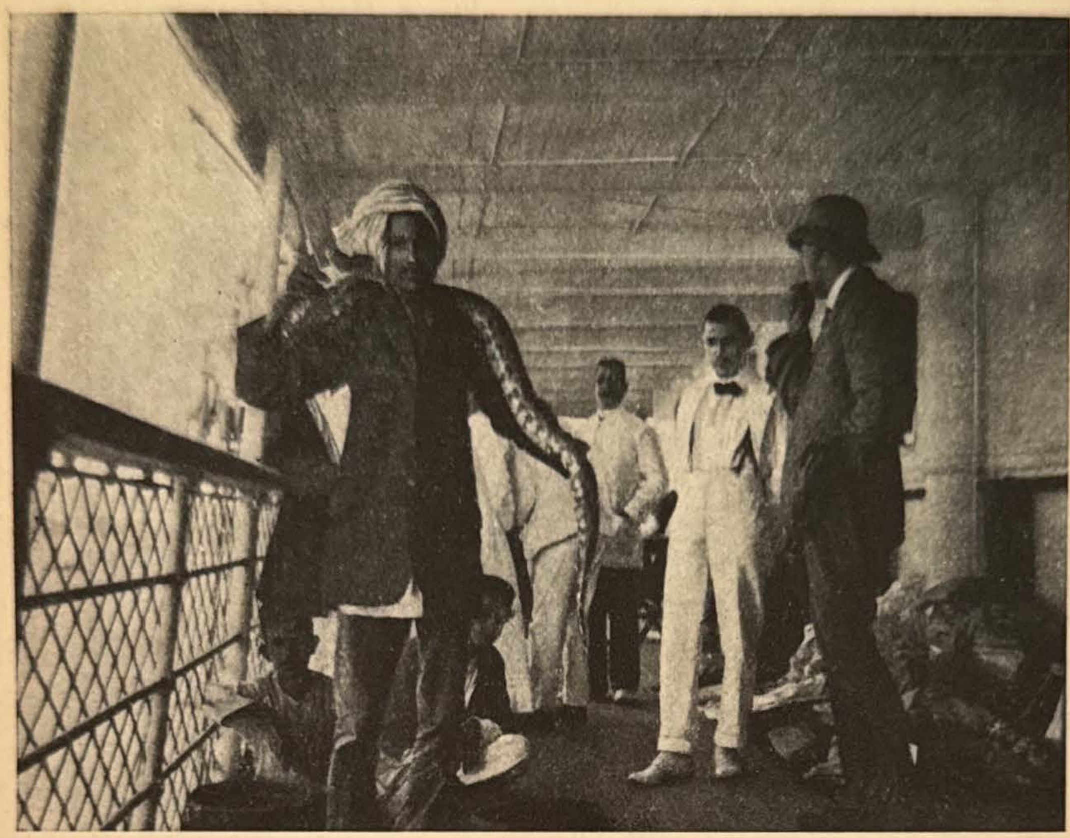
B. Müller.

Nachschrift zum Vorwort.

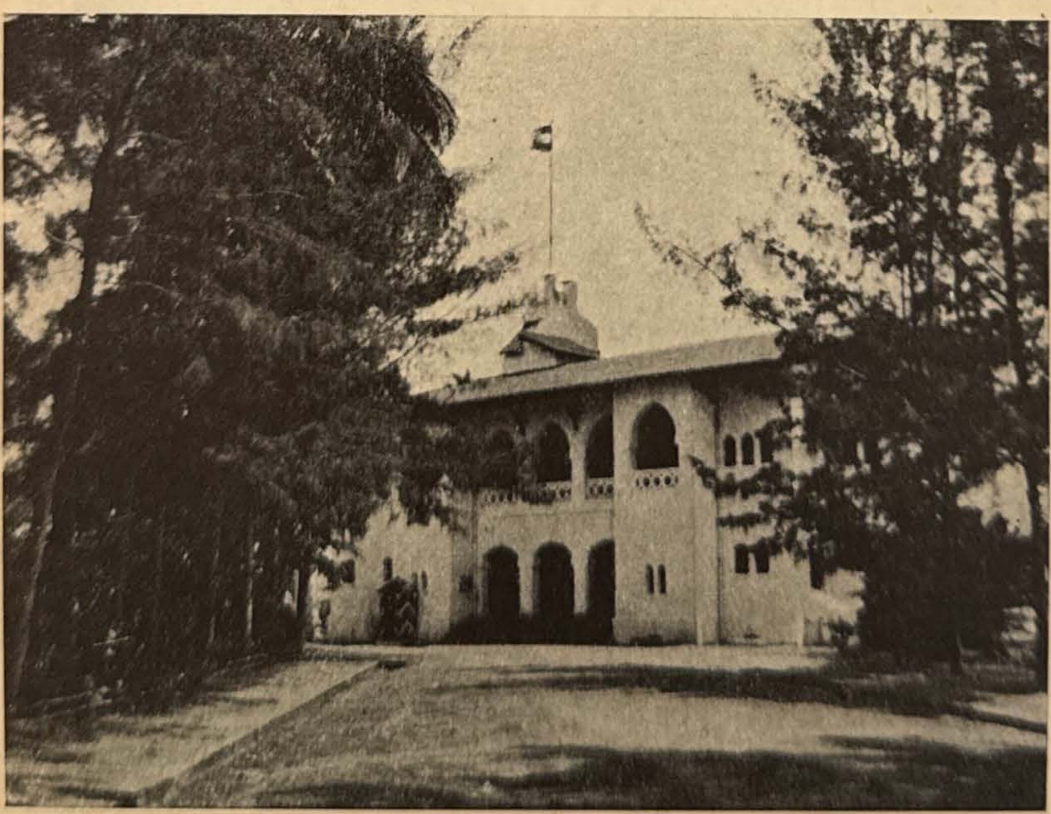
Das Buch sollte im August 1914 erscheinen; sein Zweck war, Stimmung zu machen für unsere Kolonie, insbesondere für Jagdreisen nach Deutsch-Ostafrika. Die Herausgabe unterblieb infolge des Krieges, während dessen mein Geschoß nicht nur auf des Waldes Tier gerichtet war. Der Zweck erschien durch die weitere Entwicklung als überholt. Aber trotzdem habe ich mich zum Druck für einen an Zahl sehr beschränkten Leserkreis jetzt noch entschlossen. Die Verlagsbuchhandlung hatte 1914 alle die mühevollen, jetzt noch vorliegenden Vorbereitungen zur Drucklegung getroffen; für Freunde der Sache, zumal von Deutsch-Ost und von mir, wird die Lektüre vielleicht doch noch einiges Interesse haben, und für mich selbst ist es verführerisch, die Erinnerung an die Jagdfahrt in dieser Weise festzuhalten. Denn die Erinnerung ist ein Paradies, aus dem wir trotz aller Neuzeit nicht vertrieben werden können.

Im Mai 1920.

Der Verfasser.



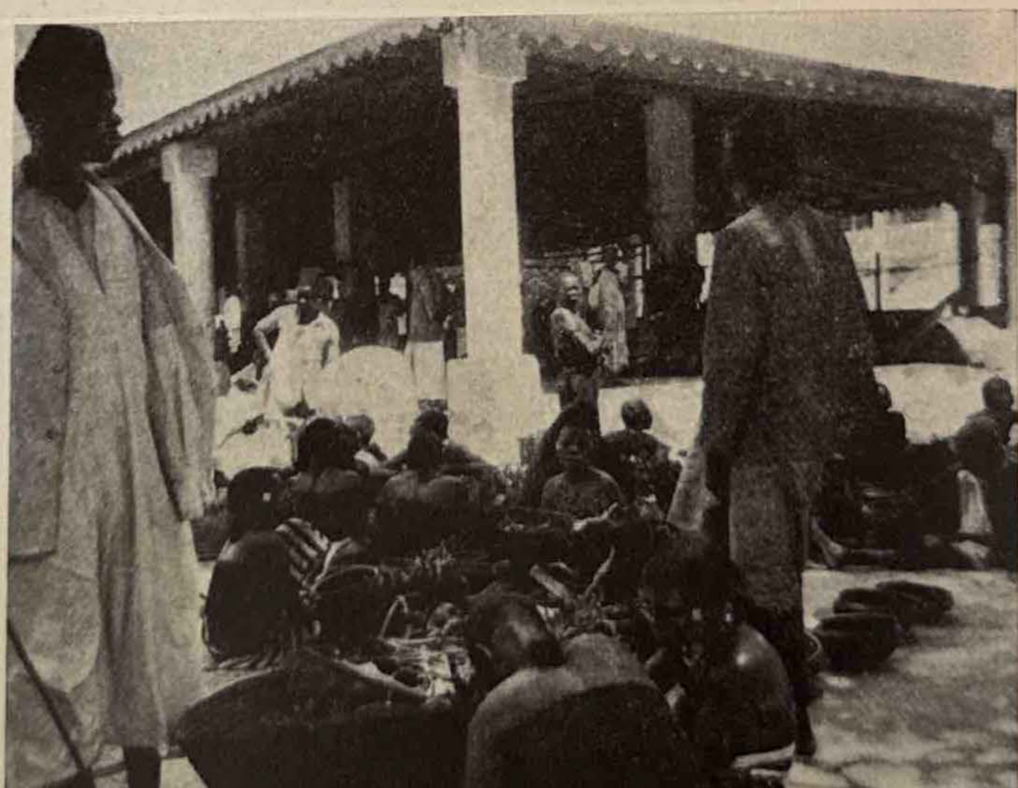
Indischer Schlangenbändiger an Bord bei Mombasa.



Boma, Regierungsgebäude in Tanga.



Schwarze Maurer.



Markt in Tanga.

Vorbereitungen zur Reise.

Der bekannte, leider so früh verstorbene Weltreisende und Schriftsteller O. E. Ehlers hat mal einem seiner schönen Reisewerke den Vers vorangestellt: „Wer all' und jeder Fessel frei gleich mir die Welt durchmißt und sagt, daß er nicht glücklich sei, verdient nicht, daß er's ist."

Wenn der Vorsatz wirklich stimmt, will ich's zugeben, aber noch besser daran ist doch der, welcher durch starke Bande an die Heimat gefesselt ist und doch einmal ausfliegen darf, die weite Welt zu durchstreifen. Ich war in dieser angenehmsten Lage und hatte das Glück, bei den durch die Reise in Mitleidenschaft gezogenen Nächstbeteiligten sofort Verständnis und Zustimmung zu finden, wobei sich allerdings wohl mancher zum Troste gesagt haben wird: „Unkraut vergeht nicht."

Aber nicht jeder hat es so gut. Die „Fesseln" sagen: „Was, nach Afrika? Zu den Menschenfressern, zu den Löwen und Schlangen???" Da gehört es denn zu den allerersten Reisevorbereitungen, den Irrtum auszurotten, daß es heutzutage noch eine gefährliche oder irgendwie ausgefallene Sache ist, nach Afrika zu gehen, wobei ich natürlich

die Teile meine, wo „die wilden Tiere“ sind, und nicht Ägypten und ähnliche Vororte, denn dorthin reist ja jetzt selbst die älteste Tante.

Der Kampf des Menschen mit den Tieren, den großen Tieren, ist im wesentlichen beendet, nur dem schlechtbewaffneten Farbigen gibt er noch zu tun. Der Weiße ist durch sein Werkzeug, die moderne Bewaffnung, dieser Gefahr vollauf gewachsen. Er beginnt allerdings jetzt erst ernstlich einzutreten in den Kampf ums Dasein mit den ihm verderblichen kleinen Lebewesen, den Bazillen, dem Ungeziefer, welches die Krankheiten überträgt, und dergleichen. Aber davon gibt es auch bei uns in Europa noch so viel, daß man hier fast ebenso leicht zu Schaden kommen kann, wie in Afrika, wo auch Automobilunfälle, wenigstens im Innern, noch nicht vorgekommen sind. Ich bin der Meinung, daß eine Jagdreise nach Deutsch-Ostafrika in der Gegenwart nicht mehr Gefahren bietet, als vor fünfzig, sechzig Jahren eine Reise in die entlegeneren Teile Italiens. Dort konnte man damals in einzelnen Gegenden nur mit einer Eskorte von Karabinieris reisen, man war wenig geschützt gegen die sehr häufig auftretende Malaria, auch sind die Frauen, wie Scheffel schon bemerkt hat, in Welschland so falsch und so schön. Letzteres kann man von ihnen in Afrika nicht gerade behaupten. Man kann heute ohne Begleitung von Askaris (Soldaten) überall umherziehen und ist durch die Fortschritte der medizinischen Wissenschaft gegen alle möglichen Krankheiten weit besser gewappnet. Bei einiger Vorsicht in gesundheitlicher Beziehung, guter

Führung und richtiger Bewaffnung ist für einen guten Jäger von normaler Körperbeschaffenheit — sie braucht gar nicht unanständig kräftig zu sein —, auch bei der Jagd auf das Wild, welches unter Umständen „wieder schießt", keine besondere Gefahr.

Hierauf geht's an den Reiseplan. Sehr erwünscht ist es dabei, einen alten Afrikaner um Rat fragen zu können, aber mit folgender Einschränkung: Man darf nicht alles kritiklos annehmen, was einem die Leute sagen, die dagewesen sind. Nebenbei gesagt, erschrickt man förmlich, wenn man der Sache nähertritt, wieviel Menschen man trifft, die schon dagewesen sind, sozusagen alles ist schon dagewesen. Daß man mich aber nicht mißverstehe: Ich meine nicht etwa, man solle den Afrikanern keinen Glauben schenken — wie stände ich dann da? —, sondern man solle sich z. B. nicht irre machen lassen, wenn ihre Ratschläge sich widersprechen. Dies kommt daher, daß Afrika groß ist und der einzelne seine persönlichen, örtlich und zeitlich begrenzten Erfahrungen verallgemeinert. Man nehme Rat von allen, aber spare sein Urteil und folge nur denen, welche entweder in genau derselben Gegend, in die man gehen will, und zwar zur selben Jahreszeit und erst vor kurzer Zeit waren, oder denen, die durch langen Aufenthalt sehr viel Bescheid wissen. Ich hatte das Glück, verschiedene Herren von der letzteren Art um Auskunft angehen zu können, und konnte so alles aufs beste vorbereiten.

Aber auch aus der Literatur kann man mancherlei ersehen, und ich möchte nicht verfehlen, dem, der auf

meine Reiseskizze hereingefallen ist und sich nach Erholung sehnt, ein Werk zu empfehlen — falls er's noch nicht kennt —, das ich für das beste derartige aus neuerer Zeit halte: „In Afrikas Wildkammern von Dr. A. Berger". Es behandelt eine fast einjährige Jagdexpedition durch Britisch-Ostafrika, Uganda, Lado Enklave zum Nil, ist aber auch in hohem Grade unterrichtend für die Verhältnisse im deutschen Schutzgebiet.

Wer in den Süden unserer Kolonie gehen will, wird in Margarete von Eckenbrechers Buch: „Im dichten Pori" manche nutzbringende Anregung finden. Vor allen Dingen besorge man sich aber das im Verlage der „Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung" in Daressalam erschienene „Jagdhandbuch für Deutsch-Ostafrika". An Zeitungen kommen zur Orientierung in Betracht die erwähnte, im ganzen Schutzgebiete verbreitete, sich allgemeinen Ansehens erfreuende und ganz vorzüglich geleitete „Deutsch-Ostafrikanische Zeitung" zu Daressalam und die ebenfalls sehr interessante, vor allem im Norden viel gelesene und hier sehr beliebte „Usambarapost" zu Tanga.

Das beste Jagdgebiet ist meines Erachtens dort, wo ich war, der Norden, und hier besonders das Gebiet zwischen dem Kilimandscharo und dem Viktoriasee. Jedem Narren gefällt seine Kappe, es gibt auch noch viele andere wildreiche Gegenden, nur für Elefanten und Büffel halte ich den äußersten Süden, das Hinterland von Lindi und die Landschaft Mahenge, für besser. Wer einigermaßen Zeit hat, macht wohl am besten folgende Tour: Von Mombasa

mit der Ugandabahn nach dem Viktoriasee, über diesen zu Schiff nach Muansa oder Schirati am deutschen Seeufer, dann durch die besten Jagdgebiete der Welt auf Löwen, Nashörner, Büffel und Antilopen jeder Art, durch die Serengetisteppe (man muß aber hier sehr gute Führung haben, wegen Träger- und Wassermangels in diesen Gebieten) nach Moschi, von hier aus mit der Bahn nach Tanga und, wenn im Norden noch kein Elefant zu haben war, dann noch via Lindi oder Daressalam auf dieses Wild. Ich hatte hierfür leider keine genügende Zeit. Kam ja aber auch so zum Ziel.

Die günstigste Jagdzeit ist September, Oktober, November. Doch kann man auch schon im Juli hingehen, oder wie ich, im Januar und Februar. Die trockenste Zeit ist Juni bis Ende November. Man braucht zur Jagd, wenn man Großwild erlegen will, mindestens einen Monat, wenn man alles mit einiger Sicherheit zu Schuß bekommen will, wohl drei Monate. Ich selbst hatte schon mit anderthalb Monaten gute Erfolge, war aber wohl ausnahmsweise vom Glück begünstigt.

Von der allergrößten Wichtigkeit ist eine gute Ausrüstung und Führung der Jagdexpedition. Hierzu gehört nach meiner Meinung folgendes:

1. Ein mit der Gegend, der Jagd und der Leitung einer Safari (Karawane) sehr vertrauter, erstklassiger weißer Führer. Ohne diesen kann sich wohl nur der behelfen, der über eigene längere Erfahrung im Lande selbst verfügt, oder eine Gesellschaft von zwei bis drei Jägern,

von denen einer abwechselnd erst in zweiter Linie jagt und in erster Linie die Safari leitet. So ganz unbewandert darf eine solche Jagdgesellschaft aber auch nicht sein, denn zur richtigen Leitung einer Karawane gehören so mancherlei Kenntnisse, und auf schwarze Führer ist wenig Verlaß.

2. Ein oder einige eingeborene Jäger, die Massai sind meist hierfür ganz vortrefflich, Wandorobbo sollen auch sehr gut sein.
3. Gutes sonstiges Personal, Träger, Koch, Boys, Gewehrträger und für jeden Weißen ein Reittier. Wer die ganzen Märsche zu Fuß machen will, wird bald finden, daß er für die oft überraschend an ihn herantretenden Anstrengungen der eigentlichen Jagd nicht mehr genügend frisch ist.
4. Ein festes, vollständiges Zelt mit doppeltem Dach und reichlicher Proviant jeder Art. Man darf sich bei den afrikanischen Anstrengungen nicht allzu schlecht ernähren. Die Hitze bringt sowieso noch genug kleine Unannehmlichkeiten in der Nahrungsfrage.

Ich fand dies alles durch einen deutschen Farmer, Herrn F. W. Siedentopf aus Ngorongoro, Bezirk Aruscha. Dieser beabsichtigt jetzt, Jagdexpeditionen in ähnlicher Weise zu arrangieren, wie es in Britisch-Ostafrika gemacht wird, Näheres kann man bei der Deutschen Ostafrika-Linie zu Hamburg erfahren, — und sein Vorhaben ist besonders deshalb zu begrüßen, weil es einen Übelstand beseitigen dürfte, der bisher manchen abhielt, nach Deutsch-Ost zu

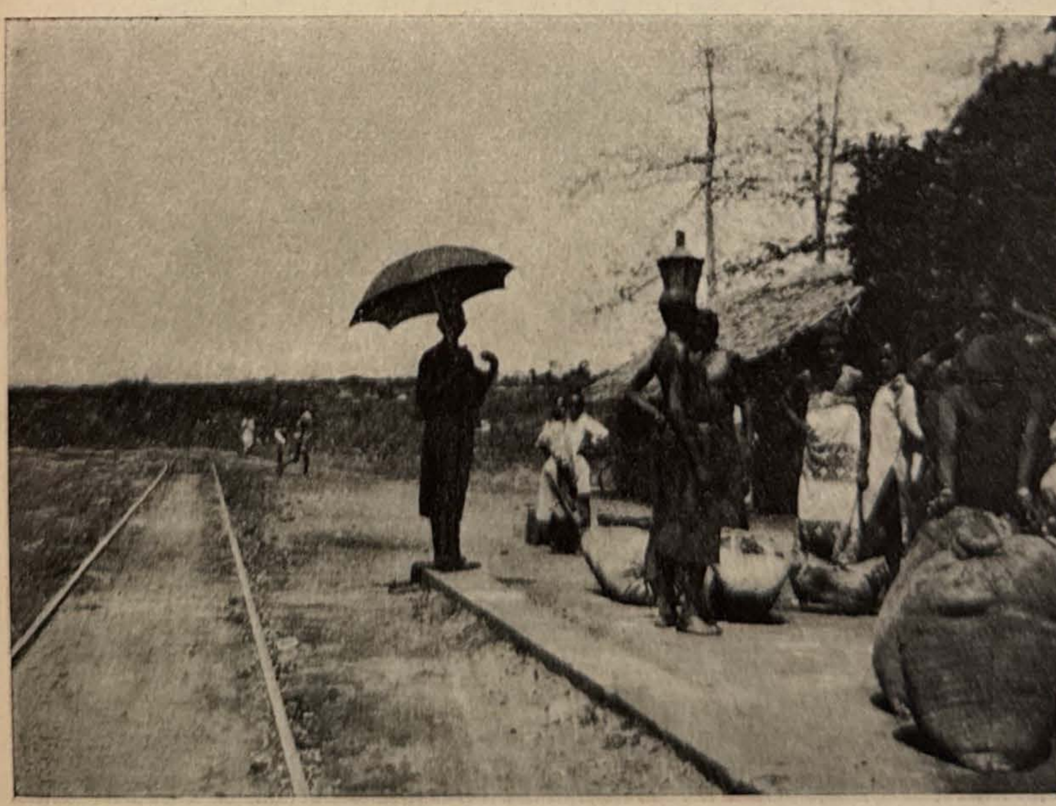
gehen; denn viele deutsche Jäger wendeten sich nur deshalb nach Britisch-Ost, weil sie dort durch große Jagdfirmen alles aufs beste vorbereitet finden. Die Jagd selbst halte ich im deutschen Gebiet für besser als im britischen, Wild ist mindestens ebensoviel da, das Großwild auch noch nicht so zusammengeschossen und so scheu. Auch wird man noch nicht so, wie im Britischen, durch andere Jagdpartien behindert. Dort finden jährlich einige Hundert Jagdexpeditionen statt; während ich ziemlich allein im deutschen Gebiet jagte, sollen im britischen etwa fünfzig Jäger gleichzeitig unterwegs gewesen sein. Wer in der angenehmen Lage ist, gerade in der Kolonie zuverlässige, auch über genügend Zeit und Erfahrung verfügende Bekannte zu besitzen, die die ganze Sache für ihn besorgen, wird natürlich viel Geld sparen. Aber das werden immer nur seltene Ausnahmen sein, und es muß schon mancherlei zusammenkommen, damit alles dann ebenso gut klappt, wie bei mir. Erst recht schwierig, namentlich zeitraubend ist es aber, wenn man sich alles Nötige erst selbst bei der Ankunft in Afrika zusammenstellen will.

Endlich, was nimmt man mit nach Afrika? Die meisten Leute unnötig viel. Ich brachte mein ganzes Jagdgepäck, natürlich außer den Sachen, welche ich für die Seefahrt und Küste nötig hatte, ferner außer Gewehren und Patronen, in drei Tropenkoffern zu je sechzig Pfund unter, und mir fehlte nichts. Besonders Wäsche braucht man deshalb nicht viel, weil sowohl auf See, wie im Lande überall Gelegenheit zum Waschen ist. Für besondere Inter-

essenten gebe ich im Anhang ein Verzeichnis alles dessen, was ich für eine Jagd-Safari erforderlich halte. Hier will ich nur noch als vielleicht von allgemeinerem Interesse die Bewaffnung erwähnen. Ich hatte eine Holland-Doppelbüchse Kaliber 450 — etwas über 11 mm — mit 80 Grains Cordite-Pulver gleich etwa 7 g deutschen Blättchenpulvers, Standvisier 60 m, Klappe 170 m, man kann die Büchse auch als deutsches Erzeugnis kaufen. Diese Waffe hat sich sehr bewährt. Sie besitzt eine doch bisweilen recht willkommene, auch das schwere Wild für einen Augenblick stoppende Kraft, erspart in den meisten Fällen die oft mißliche Nachsuche und ist, wenn es zu einer solchen kommt, mir doch noch sympathischer als 9,3 mm. Viele deutsche Tropenjäger sagen 9,3, ja selbst 8 mm genügt für alles Wild. Mag sein, wenn die Schüsse gut sitzen. Aber, da ich dessen doch nicht immer sicher bin, halte ich es in dieser Beziehung lieber mit den Engländern, welche wohl die größte Erfahrung in der Tropenjagd besitzen und meistens für das schwere Geschütz sind. Auf dem Scheibenstand unter einem Bretterdach, das den Schall auffängt, habe ich die Kaliber 450-Büchse nicht sehr schön gefunden, weil sie mit viel Geräusch verbunden, aber auf der Jagd merkt man von ihr nicht mehr, als von jeder andern Büchse. Angenehm ist jedoch eine Gummikappe gegen den Rückstoß und ein Ring über dem Korn gegen das Flimmern in scharfer Sonne. Ferner hatte ich eine Doppelbüchse und eine Repetierbüchse mit Fernrohr, beide 9,3 mm mit 3,5 g Blättchenpulver, Standvisier 80 m und Klappe 300 m. Alle meine drei Gewehre stammten von



Holzfeuerung.



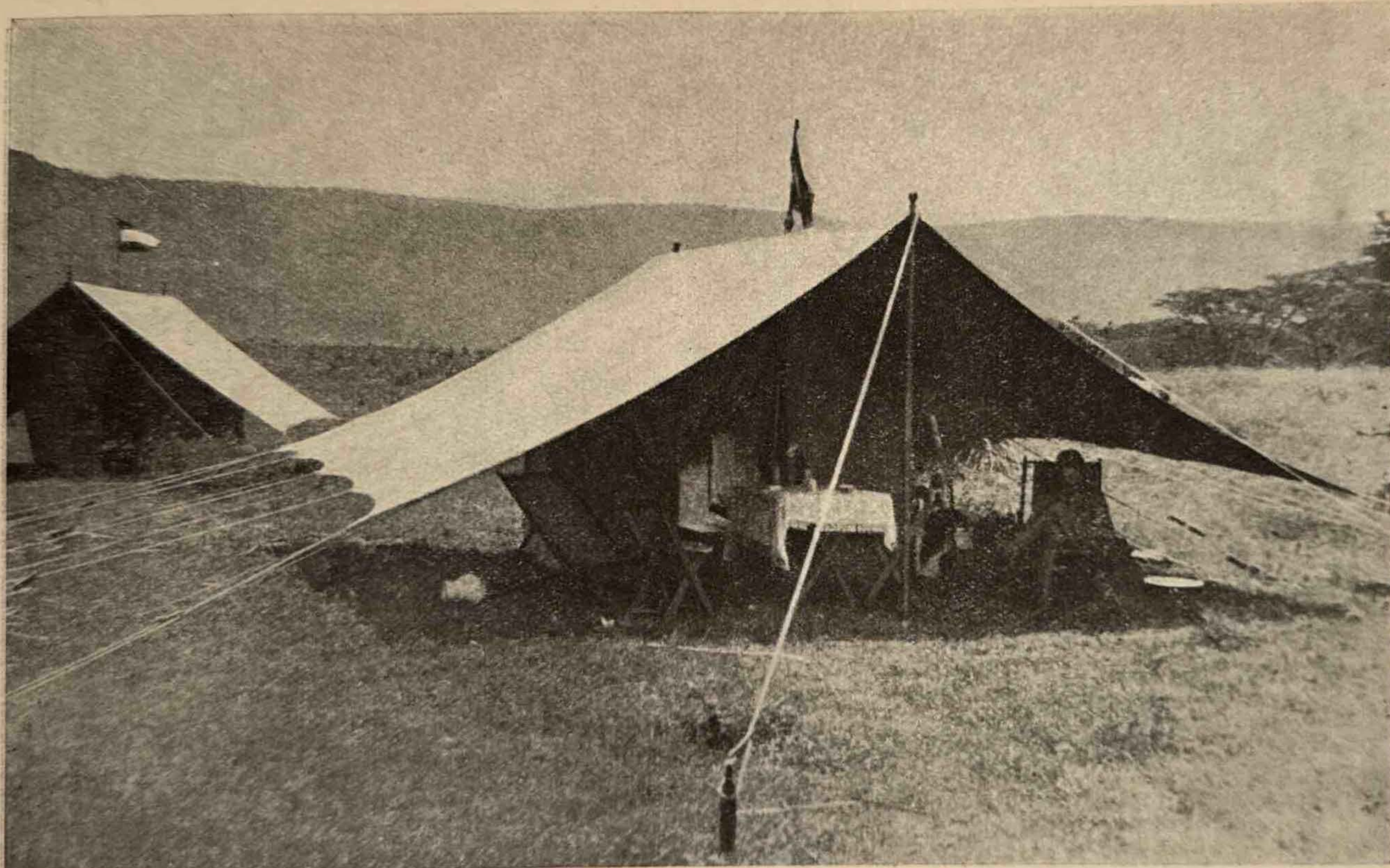
Die Sonne schien ihm aufs Gehirn,
Da nahm er seinen Sonnenschirm.



Eingeborene an der Bahn Tanga—Moschi.



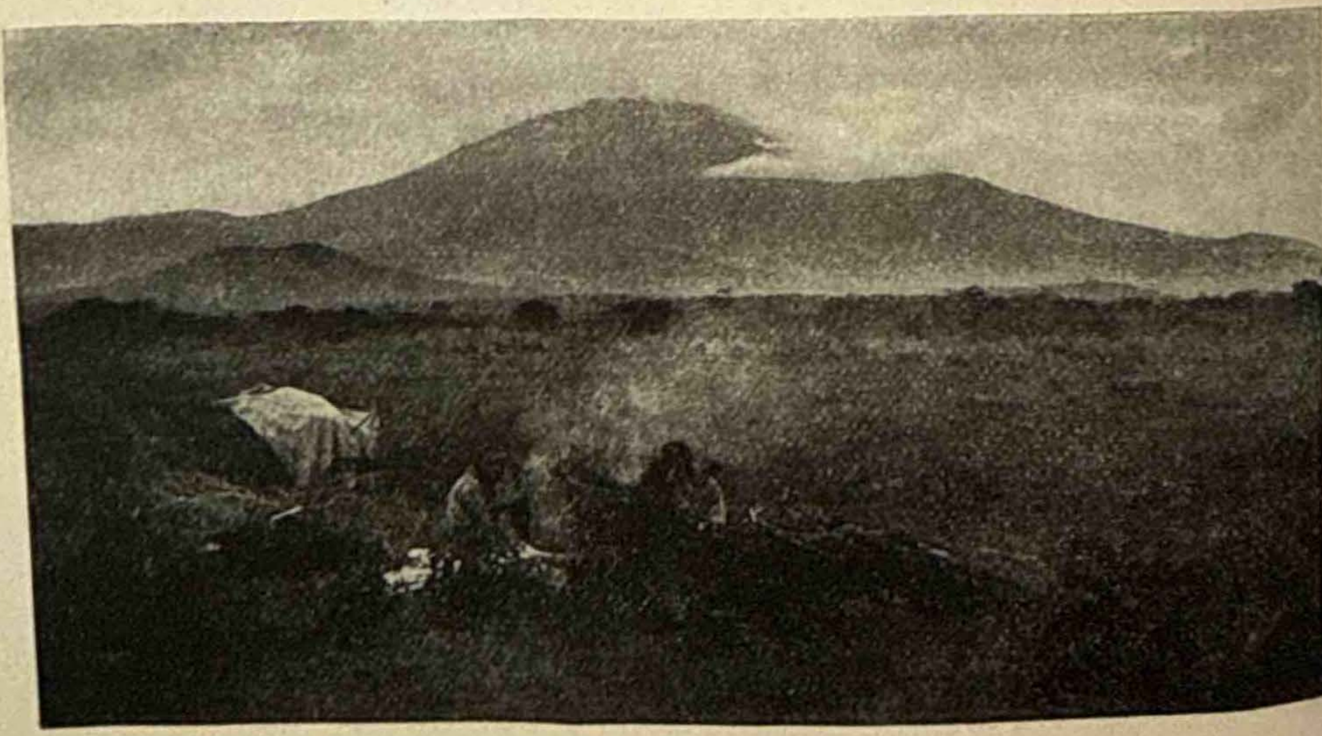
Kandelaber-Euphorbie am Pare-Gebirge.



Stolz weht die Flagge schwarz-weiß-rot an unseres Zeltes Mast.



Gewehrputzen am Kilimandscharo.



Lager am Meruberge.

von der Firma Otto Bock, Berlin, und bewährten sich in ihrer Art ganz tadellos. Zwei Büchsen sind nötig; denn bei der Unmöglichkeit, eine beschädigte Büchse auf der Safari zu reparieren, braucht man einen Ersatz, wozu die Holland natürlich zu schwer ist, auch ist die Wirkung der 9,3 sehr gut. Ich würde aber nach meinen jetzigen Erfahrungen nur eine 9,3 Repetierbüchse mit Fernrohr mitnehmen und außerdem für Steppenjagd eine Repetierbüchse Kaliber 7 mm mit mindestens 3,2 g Pulver, S=Geschoß und einer Visierung für 100, 200, 300, 400, 500 Meter. Bei den unglaublich weiten Schüssen, die man in der Steppe machen muß, ist Rasanz die Hauptsache. Als Geschoß verwendete ich meist kleine Bleispitzen, nur für die Dickhäuter Vollmantel. Einige Male verwendete ich die Bleispitze auch auf Nashörner, indem ich einem m. E. falschen Rate folgte. Vollmantel wirkte auf diese entschieden besser. An Patronen habe ich zweihundert gebraucht, fünfhundert sollte man aber mitnehmen. Eine Schrotflinte hatte ich nicht, da ich speziell nur auf Großwild jagte und alles unnötige Knallen vermeiden wollte, ferner, weil ich keine ganze Waffenausstellung mitschleppen wollte. Ich muß aber sagen, daß ich sie in einigen Momenten, besonders auf Vögel, vermißt habe. An photographischen Apparaten hatte ich einen Görz=Tropen=Ango und einen kleinen, billigen Kodak. Beide haben sich, wie auch meine Films, ganz gut bewährt, sie sind erst nach Beendigung der Reise von dem Spezial=Geschäft für Amateur=Photographie Paul Müller, Berlin, Albrecht=

straße 13, entwickelt. Platten sind aber besser, und das allerbeste ist ein Tele-Apparat für Fern- und Wildphotographie, nur schade, daß er über tausend Mark kostet und etwas schwer zu handhaben ist. Da ich in erster Linie jagen wollte, kam ich nicht viel zum Photographieren, und endlich will dies in dem ganz andersartigen Licht erst von neuem gelernt sein.

Die Dampferfahrkarten bestelle man sich möglichst einige Monate vorher, da gute Plätze sonst leicht vergriffen sind, und nehme wegen der Hitze lieber die Seeseite und nicht die afrikanische, also auf der Ausreise, um seemännisch zu sprechen, Backbord, auf der Heimreise Steuerbord. Bei der Agentur erfährt man alles, was man sonst noch etwa auf dem Herzen hat, z. B. die beste Art, für den nötigen Nachschub an Kleingeld zu sorgen und dergleichen. Damit aber wären denn auch alle Vorbereitungen besprochen, und endlich kann die Reise losgehen.

Die Reise nach Deutsch-Ostafrika.

Wenn einer eine Reise tut, so kann er was erzählen, sagt das Sprichwort, und ich will von diesem Vorrechte Gebrauch machen, indem ich zwar nicht so weit gehen will, mit epischer Breite über die Fahrt von meinem Wohnsitz in der Mark nach Berlin zu berichten, aber doch ein Weniges sagen will über die Reise nach Deutsch-Ostafrika, selbst auf die Gefahr hin, daß sich die Nase des Globetrottels, dem dies Buch in die Hände fällt, und der natürlich alles schon kennt, verächtlich rümpft.

Den Verkehr nach Deutsch-Ost oder gar Ost, wie unsere Kolonie häufig genannt wird, vermittelt die Deutsche Ostafrika-Linie, welche eine schöne Flotte von meist etwa sechstausend Tonnen haltenden Schiffen besitzt und diese in neuerer Zeit durch einige Achttausend-Tonnen-Schiffe modernster Art noch vermehrt hat, die auch den verwöhntesten Ansprüchen genügen. Solche Geschwindigkeit, wie man sie auf dem Atlantischen Ozean im scharfen Wettbewerbe der Europa-Amerikafahrt findet, darf man im Afrikadienst allerdings nicht erwarten, zwölf bis dreizehn Knoten sind hier das übliche, aber man kann es auch auf

2*

den Schiffen, besonders denen, welche ich benutzte, „Admiral“ und „General“, eine ganze Weile aushalten. Die Ordnung, Verpflegung und Pünktlichkeit ist in jeder Beziehung musterhaft, was sich allerdings auf deutschen Schiffen von selbst versteht. Auf der Rückreise würde ich es jedoch der Linie nicht übel genommen haben, wenn sie, statt zwölf Knoten achtzehn oder wenigstens fünfzehn, wie die ostasiatische, gemacht hätte.

Wer gar nichts zu versäumen hat, tut gut, zur Vermeidung der allerdings nicht sehr willkommenen Rückfahrt auf derselben Strecke, einmal über Kapstadt zu fahren. Wer Zeit hat und nicht allzu sehr zur Seekrankheit neigt, geht am besten schon in Hamburg an Bord und fährt zur See über Antwerpen, Southampton, Lissabon, Tanger, Marseille nach Neapel. Er braucht dazu zwar vierzehn Tage, hat aber für sehr billiges Geld, die Strecke Hamburg–Neapel ist besonders billig eingesetzt, eine schöne Ozeanfahrt und Gelegenheit, jeden der genannten Häfen zu besichtigen. Auf dem Heimweg kann er ja dann den kürzeren Weg von Neapel oder Marseille aus mit der Eisenbahn einschlagen.

Die meisten Afrikareisenden nehmen den Weg zu Land bis Neapel, von wo aus man dann nur noch etwa siebzehn Tage Seefahrt hat, und auch ich tat dies, da ich die Zeit meiner Abwesenheit von der Heimat so sehr als möglich beschränken mußte. Auch diese Bahnfahrt bietet ja sehr viel Schönes. Die Durchfahrt durch die Alpen im Winterschnee ist immer wieder großartig, und ein, wenn auch

rascher Blick auf Rom und Neapel nebst Umgegend läßt wieder einmal ein Stück Altertum vor uns lebendig werden, stets ein Genuß und ein Gewinn, sich von den Zeiten vor zweitausend Jahren Rechenschaft zu geben.

Als wir Neapel verließen, herrschte ein fürchterliches Unwetter. Unheil verkündend donnerte Jupiter, und Poseidon peitschte die Wogen selbst innerhalb des Hafens zu einer stattlichen Brandung am Strande, aber die Zeiten sind vorbei, in denen, wie Horaz sagt, ein dreifach gepanzertes Herz dazu gehörte, sich auf die See zu wagen, und heutzutage haben selbst weichere Gemüter in solcher Lage mehr Angst vor der Seekrankheit, als vor den sonstigen Gefahren der Seefahrt. Bald wurden denn auch dem Poseidon reichliche Opfer gebracht, und das schien ihn zu versöhnen. Er war im Punkte Opfer ja schon zu Homers Zeiten sehr empfindlich. Häufig heißt es dort, daß der und jener von dem Gotte mit Sturm und Schiffbruch bestraft wurde, welcher versäumt hatte, beizeiten die richtigen Opfer darzubringen. Odysseus war wahrscheinlich seefest, wenigstens findet sich in der ganzen Odyssee kein Wort von Seekrankheit.

Am Abend des ersten Tages hinter Neapel passierten wir Messina. Die Durchfahrt durch die Straße und der davorliegende Vulkan ist sehenswert, und nun ist auch der Augenblick gekommen, um Abschied vom alten Europa zu nehmen. „Wenn nun einer ein reines Taschentuch hätt' — zum Winken, das wär fein", sagt in solchem Falle der Ostpreuße.

Am nächsten Morgen war nichts mehr vom Lande zu sehen, man fühlte sich erst richtig unterwegs. „Die Spiegelflut erglänzt zu meinen Füßen, zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag." Auch das ist ein herrliches Gefühl: Keine Post, keine Zeitung erscheint, kein Mensch will was von einem, nichts stört des Seglers Frieden. Auf der andern Seite ist allerdings Gefahr vorhanden, daß man sich, zumal wenn man seefest ist, dem Dolcefarniente allzusehr ergibt. Ich hatte mir daher diese Beschreibung meiner Reise vorgenommen und studierte außerdem etwas Suaheli, die Verkehrssprache der Neger in Ostafrika, welche ein Reisender, der, wie ich, die Pfade der Kultur meidet, wenigstens etwas verstehen muß. Für den, der sich nur über das notwendigste Suaheli schnell unterrichten will, gebe ich im Anhang einen kleinen Sprachschatz.

Die Reisegesellschaft war sehr nett und, wie es wohl oft auf dieser Route der Fall, recht verschiedener Art. Da waren Erholungsreisende nach Ägypten, deutsche, britische und portugiesische Pflanzer, viel Kaufleute, Beamte aus Deutsch- und Britisch-Ost, Schutztruppenoffiziere, deutsche Forscher und verschiedene „Konkurrenten" — Jagdreisende.

Bezeichnend war, daß nach dem englischen Hafen der Ugandabahn, Kilindini bei Mombasa, eine ganze Anzahl von Jägern, und zwar nicht nur Engländer, an Bord war, während ich als einziger in die deutsche Kolonie ging. Wenn die im britischen und deutschen Gebiet herrschenden Verhältnisse bekannter wären, würde sich das Blättchen wohl bald wenden. Hoffentlich trägt die Veröffentlichung

meiner Erlebnisse ein weniges zu dieser im Interesse unserer Kolonie nur zu erhoffenden Wendung bei. In der „Deutschen Kolonialzeitung“ schreibt Herr Dr. Karstedt zu dieser Frage folgendes: „Nach Britisch-Ostafrika strömen jährlich wachsende Scharen von Jägern und Reisenden, an Deutsch-Ostafrika geht aber der große Strom vorbei. Daß das auch wirtschaftlich nicht ohne Bedeutung ist, geht daraus hervor, daß der Etat unserer Nachbarkolonie allein aus Jagdlizenzen eine Einnahme von einer Million Mark jährlich aufweist!“ Dagegen, daß die Jagdexpeditionen in Deutsch-Ost nicht zum Schaden des Wildstandes überhand nehmen, lassen sich jederzeit leicht Vorkehrungen durch die jagdgesetzlichen Bestimmungen treffen.

Ich, den es neben der Jagd im höchsten Maße anzog, die deutsche Kolonie kennen zu lernen, ließ mich durch einige Unkenrufe, ich würde in Deutsch-Ost nichts gut vorbereitet finden und infolgedessen wenig schießen, nicht abschrecken, und hatte es nicht zu bereuen.

Ein besonderer Genuß an Bord ist immer das Baden, und ich bin der Meinung, daß die regelmäßigen Seebäder nicht zum wenigsten dazu beitragen, daß eine Seereise so gut bekommt. Zu beachten ist in den heißen Meeren, daß man sich nach dem Seewasser stets mit Süßwasser abzuspülen hat, da das Salzwasser sonst einen fatalen Ausschlag, den roten Hund, verursacht. Ein besonderes Vergnügen ist das Schwimmbad.

Nach etwa drei Tagen ward Port Said erreicht. Es war Abend, die elektrischen Lichter strahlten uns entgegen,

und ganz besonders hob sich eine Inschrift am Nachthimmel hervor, die sich bei näherem Zusehen als „Nestles Milk“ erwies. Wenn ich auf der Ostbahn nach Berlin hineinfahre, begrüßt mich stets die Reklame von Nestles Kindermehl an besonders auffallender Stelle. Der erste Eindruck von Afrika war somit für mich recht anheimelnd.

In Port Said beginnt der Sues-Kanal, und die Dampfer müssen einige Stunden warten, bis sie in den Kanal einfahren dürfen. In dieser Zeit besichtigt man die Stadt, welche mit ihrem Völkergemenge ein echt orientalisches Bild bietet. Zunächst stürzt alles zu Simon Arzt, einem Tag und Nacht geöffneten Tropen-Ausrüstungsgeschäft, in dem sich der größte Teil der Reisenden mit Tropenhüten, die von der Heimat hierher zu schleppen zu umständlich ist, und mit andern etwa noch notwendigen Tropenbedürfnissen versieht. Auch sonst sind einige verführerische Läden mit guten Orientwaren da. Die schlimmsten Angriffe auf den Geldbeutel der Fremden aber macht der Schwarm der Straßenhändler, Zauberer und sonstigen Artisten, die uns, wie ein Fliegenschwarm kaum abzuwehren, umdrängten. Die ägyptische Polizei hält aber Stadt und Straßen, selbst die arabische Stadt — sapienti sat — in leidlicher Ordnung, und auch die obenerwähnte Bande respektierte die mit englischen Gummiknüppeln ausgerüsteten, bärbeißig dreinschauenden Polizisten.

Einen guten Spaß kann man sich in einer der orientalischen Spielbanken machen. Man tritt, am besten in einiger Gesellschaft, ein, legt einen größeren Posten Geld vor sich

hin, als ob man sich zu einem hohen Spiele rüstet, und macht dann einen Satz von mittlerer Höhe. Dank der Kunst des Bankhalters, der den Fremden natürlich zunächst anlocken will, hat man sichere Aussichten, diesen zu gewinnen. Ist dies geschehen, so erhebt man sich sofort und verläßt das Lokal. Die Blicke der in ihren heiligsten Gütern Verletzten und in ihrer Hoffnung auf das Geld des Fremden so schnöde betrogenen Bankbesitzer kann man sich vorstellen. Natürlich muß man sehr unbefangen bleiben, da die schlauen Geschäftsleute sonst den Trick merken und einen dann den ersten Satz nicht gewinnen lassen. Die vertrauenerweckende Kunst des Volteschlagens beim Kartenspiel und ähnliche Mittel zum corriger la fortune sieht man auch von den Zauberern der Straße gern ausüben.

Die Fahrt durch den Kanal, welche bei sehr geringer Schnelligkeit etwa vierzehn Stunden dauert, bietet nicht viel; ödes Land, nur von wenigen Oasen unterbrochen, liegt auf beiden Seiten der Fahrstraße. Von ganz eigener, wunderbarer Schönheit sind aber die Farben in der Wüste. Besonders die Sonnenuntergänge und -aufgänge waren im Kanal wie im Roten Meer von ergreifender Pracht. Ich begriff jetzt die Begeisterung, mit der Kipling in „Das Licht erlosch" seinen Helden, den Maler, von der Schönheit der Farben in diesen Gegenden sprechen läßt, als ihm das Licht noch schien.

Häufig mußte man auf begegnende Dampfer warten, da der Kanal bis jetzt nicht überall breit genug ist zum Ausbiegen. Er soll demnächst durchweg zur nötigen Breite

ausgeworfen werden. Die Passage ist recht teuer, für ein Schiff wie das unserige kostet sie etwa dreißigtausend Mark, allerdings betragen die täglichen Unkosten für ein derartiges Schiff eher über als unter dreitausend Mark an Kohlen, Lohn, Reparaturen, Abschreibung usw., so daß bei einer Zeitersparnis von zehn Tagen die dreißigtausend Mark wieder herauskommen.

Das Rote Meer, welches in den Sommermonaten wegen seiner Hitze mit Recht übel berüchtigt, ja gefürchtet ist, erwies sich im Januar als ziemlich zahm. Es war nicht heißer als bei uns in Deutschland in den heißesten Sommertagen, wenn auch recht schwül. Die Ufer, soweit man sie sieht, sind ebenfalls wenig erfreulich. Kahle Gebirge ohne jede Vegetation, finster und abschreckend, so daß man froh ist, wenn man das Rote Meer nach etwa fünf Tagen hinter sich hat und Aden erreicht.

Mit geringen Erwartungen hatte ich diesem Hafen entgegengesehen, wurde aber auf das Angenehmste enttäuscht, wohl, weil ich die Stadt in der kühlsten Jahreszeit und gegen Abend in den Stunden, in welchen das regste Leben herrscht, sah. Die allerdings ebenfalls gänzlich kahlen, feindlich dem Besucher entgegenstarrenden Felsen, welche Stadt und Hafen einschließen, sind durch die Menge der vor Anker liegenden Dampfer, die Schiffe der Eingeborenen, die Gebäude, ein reiches buntes Volksleben und Scharen von Vögeln in ihrem Ernst erfreulich gemildert. Das Völkergemisch in den Straßen bietet schon eine Ahnung von dem Zauber Indiens, das ja von hier in wenigen Tagen

zu erreichen ist. Allerdings herrscht hier auch ein Potpourri von Düften, welches meine bisherige Vorstellung von den „Wohlgerüchen Arabiens" erheblich änderte. Auffallend ist die große Zahl der Kamele, welche mit ihrem philosophisch resignierten, verständigen und meines Erachtens keineswegs dummen Wesen als Last- wie als Reittiere die Straßen füllen. Die offizielle Sehenswürdigkeit von Aden bilden die Tanks, riesige, in Felsschluchten eingebettete Wasserreservoire, welche bei den sehr seltenen Regenfällen den Segen von oben aufspeichern sollen. Die Absicht ist gut, aber obwohl jetzt Regenzeit herrschte, lagen wohl schon seit langer Zeit die riesigen Bassins vollkommen trocken.

Abends entwickelte sich auf dem Schiff ein schwunghafter Handel mit Straußenfedern. Die besten gibt es zwar in Südafrika in Port Elizabeth, aber man kann doch auch hier schon wunderbare Exemplare ganz preiswert einkaufen. Der Handel ist amüsant. Die arabischen Verkäufer tragen Mittelware für mittlere Preise zum Anlocken in der Hand, haben aber die besten Stücke in ihrem Vorratssack verborgen. Der Käufer verlangt bessere Federn, worauf der Händler zunächst den Versuch macht, ihm andere Mittelware aus dem Sack für teuren Preis aufzuhängen. Endlich kommen die guten Federn zum Vorschein, und nun beginnt der Handel, welcher mit vielfachem Abtreten beider Teile von der Bühne, Vorzeigen und Wiedereinstecken von englischem Gold, schließlich, frühestens aber in einer Stunde, zu dem Ziele führt, daß statt der ursprünglich geforderten

Summe der dritte oder, ich erlebte es, der fünfte Teil gezahlt wird. Endlich, nachdem zum Schlusse noch ein Versuch des Händlers, die gekauften Federn mit andern minderwertigen schnell zu vertauschen, glänzend abgeschlagen ist, siegt die Tugend.

Von Aden aus folgt der am wenigsten reizvolle Teil der Reise, gut fünf Tage bis Mombasa, die Fahrt geht in einigem Abstande an der Somali-Küste entlang, welche aber nur anfangs beim Kap Guardafui in Sicht kommt. Etwa einen Tag vor Mombasa passiert man den Äquator, sprich „die Linie". Trotzdem war die Hitze auf See noch ganz erträglich, tagsüber im Schatten 23° R, nachts allerdings fast dieselbe Wärme. Die Kabinen auf der Seeseite waren durch eine kühle Brise immer luftig und frisch, die Bewohner der Landseite hatten es bedeutend schwüler, einige flüchteten nur mit Schlafanzügen bekleidet, auf Deck, um Schlaf zu finden. Das Nachthemd, das prähistorische Kleidungsstück, wie mein Wäschekünstler sich ausdrückt, ist für diesen Zweck in der Tat nicht zu gebrauchen.

Die alte Sitte der Äquatortaufe ist auf den großen Passagierdampfern jetzt fast überall abgekommen, sie war vielfach etwas grob, und das führte bisweilen zu unangenehmen Auftritten. Das natürlich ziemlich gemischte Publikum, zum Teil auch aus Ausländern bestehend, erschwerte die Vornahme der Taufe ebenfalls, und so werden ihr von Kennern keine großen Tränen nachgeweint. Ein Spaßvogel wollte die Neulinge aber doch nicht ganz ungetauft lassen und praktizierte kleine Eisstückchen von hinten

zwischen Kragen und Hals des Opfers. Dies ist harmlos, ja, da sich das Eiswasser schnell auf die tieferen Teile des Körpers verbreitet, für den Täufling erfrischend, ganz abgesehen von der erfreulichen Wirkung der Kapriolen des Betroffenen auf die Lachmuskeln der Zuschauer. Es sei daher dies Verfahren hiermit zur Nachahmung empfohlen.

In Kilindini, dem Vorhafen von Mombasa, ging die Konkurrenz — etwa acht „Löwenjäger" — für Britisch-Ost an Land, — die armen Löwen!

Afrika macht hier mit seiner reichen tropischen Vegetation auf den durch die lange Seefahrt und die bisher nur gesichtete Wüstenküste doppelt empfänglichen Reisenden einen bestechenden Eindruck. Auch für den, der die ja so weitaus reichere, üppigere Flora der Tropen, wie ich, schon kennt, ist es ein herrlicher Genuß, die sinnverwirrende Fülle der Pflanzenformen in sich aufzunehmen. Da sind die riesigen, bizarr geformten Affenbrotbäume, die großen, etwas an unsere Walnuß erinnernden Mangobäume, die vielen Sorten der Schirmakazien, zum Teil mit glänzend roten Blüten, die Kasuarinen, Nadelbäume, deren Rauschen im Winde den Wanderer unwillkürlich an die heimischen Kiefernforsten erinnert, die breitblättrigen Bananen, die Mandelbäume, Agaven und Kakteen, Oleander und Rhododendron. Das schönste bleibt aber doch die schlanke, elegante Kokospalme, die das ganze Landschaftsbild beherrscht. Ihr muß man die Palme reichen.

Lohnend ist ein Gang oder eine Fahrt, es gibt Rikschas oder ebenfalls von Schwarzen gezogene kleine Schienenwagen, von Kilindini nach Mombasa. Dort führt von der

alten Portugiesenburg eine hübsche Strandpromenade nach dem eine herrliche Aussicht und eine mindestens ebenso erfreuliche frische Brise bietenden Leuchtturmplatz. Auch die Eingeborenen-Stadt ist eines Besuches wert.

Auf dem Schiffe produzierte sich ein indischer Gaukler mit einer jungen Riesenschlange, und einige der mit mir gereisten alten Afrikaner, denen ich im übrigen für ihre guten Ratschläge sehr zu Dank verpflichtet bin, fühlten sich nun, bevor ich bald das Schiff verließ, veranlaßt, die letzte Gelegenheit zu benutzen, einige Afrika-Storys, besonders über Schlangen, an mich los zu werden, wovon ich als Probe die folgende hier wiedergeben möchte: Eines Tages kommt mein Boy gelaufen und ruft: „Herr, komm schnell, eine Riesenschlange liegt an der Kette vor unserer Hundehütte." Hier pflegte unser Haushund angekettet zu sein, und ich fand in der Tat, daß eine Schlange ihn sich einverleibt hatte und nun dort an der Kette lag! Hiermit darf ich wohl den Reisebericht schließen, nach einer zweiten solchen Geschichte verlangt wohl keiner mehr.

Von Tanga bis Moschi.

Ein Vergnügen war es, zu sehen, wie die alten Afrikaner auflebten, als wir uns ihrer zweiten Heimat näherten. Alle kehrten froh und gern wieder zurück. Das mag auf den ersten Blick verwunderlich erscheinen, aber wenn man Afrika gekostet hat, kann man es schon verstehen. Das Leben ist hier, von außen gesehen, hart und entbehrungsreich, hat aber innere Vorzüge. Im Gegensatz zu unserm lieben Deutschland, wo sich mancher doch recht beengt fühlt, zumal kräftige Naturen, wo die Wut zu regieren manchen Untertan etwas reichlich belästigt, wo auch mancher zu wenig der Gegenwart lebt, ist in Afrika noch Raum zur Entwickelung der Persönlichkeit, dem höchsten Glück der Erdenkinder, die persönliche Freiheit ist groß, und der Tag sagt hier so deutlich, was er soll, daß zur übermäßigen Beschäftigung mit zukünftigen und vergangenen Dingen keine Zeit bleibt. Viele haben wohl hier gelernt — bewußt oder unbewußt — nach dem Goethewort zu handeln: „Der Zweck des Lebens ist das Leben selbst.“ Auch ist man in Afrika des oft unerfreulichen Umgangs mit Menschen mehr enthoben und steht weit mehr als in Europa im heilsamen Verkehr mit der Natur.

So hat denn manches deutsche Herz die Kolonie in den fünfundzwanzig Jahren, die wir dank unserm Karl Peters und Wißmann nun besitzen, lieb gewonnen und ist mit ihr unauflöslich verknüpft.

Die Einfahrt in den ersten deutschen Hafen, Tanga, und dieses selbst ist wundervoll, zuerst schon die der Küste vorgelagerten reichbewachsenen Korallenriffe, der von Schiffen wimmelnde Hafen, dann die Stadt selbst, die schmucken Gebäude, vor allem die herrlich gelegene Boma, das Regierungsgebäude und das förmlich einladende Krankenhaus, eingebettet in einen Wald von Palmen, dahinter in blauer Ferne die Usambara-Berge. Auch einer näheren Besichtigung hält der erste Eindruck stand. Ordnung und Sauberkeit in den Straßen sind tadellos, ganz auffallend besser als in der englischen Kolonie, auch der Neger ist hier weit besser gezogen. Zuerst muß man sich etwas an das schwarze Gewimmel um sich herum gewöhnen. Sie sehen zunächst alle gleich aus, wie die Schafe. Bald aber lernt man die Gesichter und Volksstämme unterscheiden und muß sagen, es sind wirklich ganz nette Kerle dabei, die man gern haben kann. Angenehm berührt, daß der Neger förmlich prädestiniert scheint für die deutsche Flagge: Wenn er — wie meistens — das Maul aufsperrt, hat man im schwarzen Gesicht, den weißen Zähnen und der dicken roten Zunge die deutschen Farben beisammen, und der Eindruck wird noch verstärkt, wenn, wie sehr oft, ein ganz weißes, einem langen Nachthemd ähnliches Kleid und ein roter Fez dazukommen.



Burenwagen.



Gewölbte Holzbrücke.



Webervogelnester.



Träger auf dem Marsch.

Tanga ist nach der Hauptstadt Daressalam der bedeutendste Platz in Deutsch-Ost. Ja insofern besonders wichtig, als im Hinterland von Tanga, also an der Nordbahn, weit mehr Weiße leben als im Hinterland von Daressalam und der Zentralbahn. Im ganzen leben im Schutzgebiet, auf einer Fläche etwa zweimal so groß wie Deutschland, ungefähr fünftausend Europäer und sieben bis acht Millionen Schwarze.

Tanga würde noch ganz außerordentlich gewinnen, wenn die Nordbahn endlich bis zum Viktoriasee durchgebaut wäre, was schon längst hätte geschehen müssen. Die Bahn soll ja demnächst bis Aruscha weitergeführt werden. Aber warum so schüchtern und nur bis dort? Allein durch Eisenbahnen sind die Kolonien aufzuschließen und nutzbar zu machen. Die Engländer haben es mit der Ugandabahn gezeigt, wie man es machen muß, und mit dieser jetzt gut rentierenden Verbindung nach dem Viktoriasee wird immer nur eine direkte deutsche Bahn von Tanga zum See, welche zudem für Europäer zur Besiedelung geeignete, gesunde Gebiete durchquert, konkurrieren können, niemals die Zentralbahn, welche ja jetzt nach ihrer Durchführung bis zum Tanganjikasee auch bis zur Küste des Viktoriasees gebaut werden soll, aber immer nur durch Länder gehen kann, in welchen der Weiße höchstens als Kaufmann oder Händler zu existieren vermag. Sollte es denn nicht möglich sein, die eine Bahnlinie zu bauen und die andere nicht zu lassen, ja dann vielleicht noch eine Verbindung zu schaffen zwischen der Zentral- und Nordbahn, damit das herrliche, auch für den Weißen gesunde und zu einer großen Produktion an Vieh wie Körner-

früchten geeignete Hochland an der Nordbahn eine direkte Verbindung mit dem Hinterland der Zentralbahn, dessen Hauptreichtum in seiner zahlreichen Eingeborenen-Bevölkerung besteht, und Daressalam erhält? Ein Land mit so wenig Kolonien wie Deutschland hat die doppelte Pflicht, mit seinem Pfunde zu wuchern und aus dem Wenigen zu machen, was möglich ist. Es hat auch die Pflicht, den Kolonien nicht den Bahnbau allein zu überlassen, sondern sie dabei zu unterstützen. Die Engländer sind jetzt sehr dabei, den kühnen Plan der Kap-Kairo-Bahn zu verwirklichen. Sollte es nicht möglich sein, freilich erst nach Beschaffung der nötigen Garantien durch die Belgier, eine Verbindung von Deutsch-Ost nach dem schiffbaren Teil des Kongo zu schaffen und damit eine Verbindung zwischen Ost- und Westafrika? Sollten wir es in Afrika nicht umgekehrt machen können, wie in Preußen Deutschland, erst die Ostmark, den Westen und Südwesten, dann das dazwischenliegende Gebiet? Wir brauchen Kolonien, und zwar solche, in denen es unsere aufstrebenden Landsleute als Beamte, Kaufleute und dergleichen zu etwas bringen können, und unser Kapital lohnende Anlage im Dienste des Deutschtums findet. Ackerbaukolonien bekommen wir erst recht nicht und haben sie zurzeit auch nicht so nötig. Das Menschenmaterial, welches für diese geeignet wäre, brauchen wir besser in der Heimat zur inneren Kolonisation.

Doch zurück nach Tanga! So schön es ist, man wandelt auch hier nicht ungestraft unter den vielen Palmen, es gibt reichlich Malaria, und das Klima ist auch sonst wenig er-

freulich. Dauernd herrscht, selbst des Nachts, eine feuchte Hitze wie in einem Treibhause, in einem sonst kühl gelegenen Schlafzimmer waren noch nachts um 12 Uhr 25° R. Da ist dann erst spät Aussicht auf Schlaf, und es ist sehr angenehm, daß man gerade an Dampfertagen, welche überhaupt das Ereignis von Tanga und Umgegend sind, abends ein wirklich ausgezeichnetes Konzert einer schwarzen Kapelle, der Dirigent ist natürlich ein Deutscher, genießen kann. Die Musik ist so vorzüglich, daß sie den Vergleich mit einer deutschen Militärkapelle aushält, sie ist an der ganzen Küste einzig in ihrer Art. Die Künstler sind meist ganz junge Burschen, die aber viel Talent für Musik haben müssen. Man staunt, was unter der allerdings ganz vorzüglichen Leitung aus den „Mohren" herauszuholen ist. Das Programm war eigenartig, aber der Gelegenheit so recht angepaßt. Lieder wie „Im Walde da singen die Vöglein so schön, in der Heimat, in der Heimat da gibt's ein Wiederseh'n", ja sogar als eine Erinnerung an das nur kurze Zeit zurückliegende Weihnachtsfest „Stille Nacht, heilige Nacht" und dann wieder die neuesten songs aus dem Metropol-Theater „In der Nacht, in der Nacht, wenn die Liebe erwacht", das Negerlied „Mapendawe" („ich liebe dich") und dergleichen mehr. Dazu am Nachthimmel die Tropensterne und die Wipfel der Palmen. Es lag schon Poesie darin, in diesem ersten Abend in Afrika. Aber hierher paßt nichts so schlecht wie Sentimentalität; denn unerbittlich stellt der Tag seine Anforderungen. Man muß hier nicht träumen, sondern handeln. In diesem Falle war die Forde-

3*

rung des Abends, noch einige Nachtruhe zu gewinnen, was hier nur bei einiger Bettschwere möglich ist. Also noch einen Soda-Whisky, welcher in einem etwas anderen Verhältnis gemischt wird als der übliche Whisky-Soda, und dann ins Grandhotel, wo man recht gut untergebracht ist, zu Moskito-Bett.

Tags darauf wurden die noch notwendigen, zahlreichen Besorgungen gemacht. Dank dem sehr freundlichen Entgegenkommen der betreffenden Beamten war die Beschaffung des Jagdscheines und der Zoll schnell erledigt.

Der große Jagdschein kostet 750 Rupies oder 1000 Mark, der Schein für einen Elefanten 150 Rupies extra, ein zweiter Elefant, den ich nicht schießen wollte, würde noch 400 Rupies kosten. Die Jagdgesetzgebung (siehe S. 141), welche lange Zeit im argen lag, so daß unter dem Wilde, namentlich den Elefanten, fürchterliche Verheerungen angerichtet werden konnten, nicht nur die großen Zahnträger, sondern auch die Frauen und Kinder sind damals von Schießern sinnlos hingemordet worden, ist jetzt so, daß sowohl der von auswärts kommende Jäger, als auch die Bewohner der Kolonie, wie endlich das Wild im allgemeinen damit zufrieden sein können, und die guten Folgen der Schonvorschriften beginnen sich bereits zu zeigen. Nur in einem Punkte scheint mir des Guten denn doch etwas zuviel getan. Die Wildreservate sind so zahlreich, daß der Jäger doch vielfach beengt ist, und ob sie immer respektiert werden, erscheint mir bei der Unmöglichkeit, die vielen Terrains zu bewachen, sehr fraglich. Ich sollte denken, daß wenige, aber sehr viel größere — sie mögen in der Gesamt-

fläche ruhig noch größer sein als die jetzigen — und besser bewachte Reservate ihren Zweck eher erreichen würden. Zum mindesten sollte man aber für jedes der jetzigen kleinen Reservate zuverlässige Wächter bestellen, damit dort nicht gewissenlose Menschen oder naive Gemüter, besonders Eingeborene, herumschießen, während die anständigen Elemente das Nachsehen haben.

Den für die Gewehre zu erlegenden Zoll erhält man bei der Ausfuhr wieder zurück. Die Waffen werden bei der Ankunft mit einer Nummer gestempelt, um sie bei der Abfahrt wieder erkennen zu können. Es ist praktisch, ihnen gleich in Deutschland eine dauerhafte, z. B. in den Holzschaft eingebrannte (oder geschlagene) Nummer zu geben, was für den Zoll genügt.

Um sich am Tage in der Sonnenglut nicht zu viel zu bewegen, man muß faul sein in diesem Klima, benutzt man die recht guten Rikschas. Auch ist es gut, seinen Boy (persönlichen Diener) — meist ein Junge von vierzehn bis zwanzig Jahren — gleich an die Küste zu bestellen. Der meinige war ein adretter, netter Bursche, ein Suaheli (Küstenneger) von der hübschen Sorte mit Namen Juma. Es ist doch angenehm, zum nächsten Verkehr keinen von der ebenfalls häufigen häßlichen tierischen Spezies zu haben. Das Gepäck läßt man am besten durch eine Spediteurfirma besorgen. Aber es bleibt notwendig, sehr darauf aufzupassen, daß auch wirklich alles da ist.

Nach einem Tage war alles fertig, und ich konnte aufbrechen. Mein Ziel, welches ich auch meinem Jagdleiter ausdrücklich bezeichnet hatte, war, einen guten Löwen, je

einen Elefanten und Büffel, sowie ein Nashorn zu erlegen, während ich alles andere Wild nur als Nebensache betrachten wollte. Ob ich eine oder die andere seltene Antilope mehr oder weniger strecken würde, war mir ziemlich gleichgültig, da ich von ihnen nicht genug verstand, um die Feinheiten dieser Jagd zu würdigen. Die Fauna in Deutsch-Ostafrika ist eine so reichhaltige, daß man so bald gar nicht darin herausfinden kann. Es ist mit ihr genau so bestellt wie mit der Flora und den Volksstämmen, deren unzählige Namen ich mir gar nicht erst zu merken versucht habe. Es gibt in Deutsch-Ost mindestens dreißig Arten Jagdtiere von Rehgröße und darüber, in Deutschland höchstens acht!

Es hieß also, so schnell als möglich in Gebiete zu gelangen, wo das ersehnte Wild einigermaßen zahlreich stand. Dies ist nach der Erfahrung meines Führers, der zwölf Jahre in der Kolonie lebt, unweit des Ngorongoro-Kessels der Fall, knapp halbwegs zwischen dem Kilimandscharo und dem Viktoriasee. Weiter nach der Küste zu, ja zum Teil ganz nahe daran, gibt es allerdings auch schon Großwild, es ist dort aber nicht so zahlreich und hauptsächlich noch schwerer zu bekommen, da es meist in Dickungen steht und sehr scheu ist. Löwen gibt es z. B. fast überall, auch in der Nähe der Städte, aber es ist nur ein seltener Glücksfall, dort mal einen zu Schuß zu bekommen.

Also nun zunächst mit der recht guten Eisenbahn soweit als möglich, nach Moschi am Fuß des Kilimandscharo, wohin durchgehende Züge nur zweimal die Woche verkehren, und natürlich immer nur dann, wenn es einem nicht paßt.

Daher ging es am ersten Tage nur acht Stunden bis Buiko, wohin tägliche Verbindung ist.

Mir sagte mal ein großer Reisender, der die ganze Welt mit offenen Augen gesehen hat: Wenn es noch Menschen gibt, die behaupten, der Deutsche könne nicht kolonisieren, so braucht man sie nur einige Stunden die Tangabahn hinaufzuschicken, dann sind sie eines Besseren belehrt.

Und in der Tat, was hier unsere Kulturpioniere geschaffen haben, ist bewundernswert. Während der ganzen achtstündigen Bahnfahrt reihte sich Pflanzung an Pflanzung. Zuerst dominierte die Kokospalme, welche ja nur im feuchten Küstenklima gedeiht, dann kamen die Gummibäume, deren Produktion leider zurzeit unter sehr schlechten Preisen leidet, und die Sisalplantagen. Es ist dies eine ähnliche Agave wie die, aus welcher die Mexikaner ihr Nationalgetränk, Pulke, bereiten, hier aber dient sie einem dem Blauen Kreuz sympathischeren Zwecke, es wird Hanf daraus gemacht, und dafür ist ein guter Markt vorhanden. Neuerdings wird in den höheren Lagen auch viel Kaffee gebaut, welcher, wie mir eine auf diesem Gebiete sehr erfahrene Dame versicherte, den Vergleich mit den besten brasilianischen und Javamarken, ja mit Mokka nicht zu scheuen braucht. Zumal der vom Kilimandscharo und Meru stammende Kaffee ist ganz vorzüglich und sollte von uns in Deutschland überall verlangt und verwendet werden. Baumwolle wird, soviel ich weiß, mehr im Süden der Kolonie bei Lindi gebaut. Zwischen all diesen Pflanzungen sah man nicht mehr Urwald und Pori (Busch, Dickicht), wie Wald bei uns in Deutschland.

Die Landschaft ist schön, namentlich, sobald man sich den immerhin bis zu zweitausend Meter ansteigenden Usambarabergen nähert. Eigenartig heben sich überall aus dem Grün die rotbraunen Bauten der Termitenameisen hervor, vielfach über mannshoch. Aber doch war die Fahrt kein reines Vergnügen; denn die Hitze war in den eisernen Waggons bei dem Staube der Bahnstrecke und der Asche der Holzfeuerung doppelt fühlbar, und an jeder Station, welche einigermaßen als Wasserstelle brauchbar war, wurden ungezählte Mengen Sodawassers nebst Zubehör vertilgt. Die Nacht in Buiko mußte ich, da sich herausstellte, daß ein Gasthof, der früher hier existierte, eingegangen oder doch geschlossen war, im Eisenbahnwagen zubringen; was wegen der hier recht tätigen Moskitos ohne Schlafnetz kein Genuß. Ich beneidete schon hier, wie auch später häufig die Neger um die Leichtigkeit, mit der sie sich — wie die Hunde — ihres Bewußtseins entäußern können, sofort Schlaf findend.

Aber nur die Ruhe konnten mir die Plagegeister rauben, vor der Malaria, welche sie so liebenswürdig sind, zu vermitteln, brauchte ich keine Angst zu haben, da ich die Chininprophylaxe anwandte, welche sich bestens bewährt hat, wie ich mich denn überhaupt in Afrika stets der besten Gesundheit erfreute. Ich nahm, dem Rate eines unserer erfahrensten Tropenärzte folgend, an jedem Sonnabend ein Gramm und an jedem Sonntag sechs zehntel Gramm Chinin. Dies erregt zwar vier bis sechs Stunden nach dem Genuß einen kleinen Schwindel, der aber nicht stört, wenn man nachmittags oder abends einnimmt, so daß der Chininrausch in die Nacht-

ruhe fällt. Am nächsten Tage hört man dann noch etwas schwer, manche Leute leiden auch an etwas Ohrensausen und an unruhiger Hand, welche in Afrika grundsätzlich auf Chinin zurückgeführt wird. Es ist dies aber individuell, und ich habe mich dadurch auch von der Jagd auf schweres Wild nicht abhalten lassen, man gewinnt so auch eine neue gute Entschuldigung für Fehlschüsse! Wenn man diese Behandlung noch zwei Monate nach der Infektion resp. der Abreise fortsetzt, ist man vor Malaria so ziemlich geschützt, die man auf der Jagd, wo man sich mal auch in die sumpfigen, moskitoreichen Gegenden begeben muß, sonst sehr leicht bekommt. Bei jahrelangem Aufenthalt ist das viele Chinin natürlich dem Körper schädlich, und dann würde ich die Prophylaxe auch nicht anwenden, welche man für einen kurzen Jagdaufenthalt unbedingt empfehlen kann.

Es sei hier gleich noch erwähnt, daß man sich vor einer anderen Hauptkrankheit, dem Rückfallfieber, am besten dadurch schützt, daß man niemals in Eingeborenenhütten geht oder auf alten Lagerplätzen der Neger rastet; denn die Träger dieses Fiebers, eine Art Teken, gibt es nur an diesen Stellen. In Gegenden, in welchen die Schlafkrankheit herrscht, die dort durch die Tsetsefliege übertragen wird, bin ich nicht gekommen. Anderwärts schadet der Stich dieser Fliege, welcher Pferd und Maultier meist tötet, dem Menschen nichts, wie ich selbst — von Tsetse öfters gestochen — erfahren habe. Endlich ist auch die Gefahr, Dysenterie zu bekommen, verhältnismäßig leicht fast ganz zu beseitigen, dadurch, daß man streng darauf sieht,

daß alles Wasser gekocht wird und man für Gegenden mit allzu schlechtem Trinkwasser einen guten Vorrat von Sauerbrunnen mitnimmt.

Schon vor Tagesanbruch verließ ich mein etwas unwirtliches Lager, um in Ermangelung eines Personenzuges mit einem sehr früh abgehenden Güterzug die Fahrt zu beenden. Eine wunderbare Tropennacht war im Scheiden. Der fast im Zenit stehende Mond, in diesen Breiten die Hörner nach oben, nicht wie bei uns nach der Seite richtend, beleuchtete die fremdartige Landschaft. Ich mußte des Ungarn gedenken, der die Schönheit der Welt in der Nacht betrachtet und seiner Bewunderung Worte leiht, indem er sagt: „Daß die Sonne scheint des Tags, das ist nichts, wo es ohnehin hell ist, aber der Mond des Nachts, alle Achtung!" Daß mich aber auch etwas heimatlich berührte: Eine Nachtigall ließ sich hören, wie bei uns zu Pfingsten in der deutschen Frühlingsnacht. „Die Nachtigall singt in der Fliederpracht mit schmelzender Melodei, viel heißer wirbt in der wilden Schlacht Trompeten- und Hörnergeschrei." Also auf, weiter, zum wenigsten zur Jagd; denn die Jagd ist ein Gleichnis der Schlachten, des ernsten Kriegsgotts lustige Braut.

Der zweite Tag der Bahnfahrt bot wenig im Vergleich zum ersten. Durch öde, ohne Wasser nicht zur Bebauung geeignete Dornsteppe führt die Bahn entlang an den allerdings vielfach malerischen Hängen des Pare-Gebirges und anderer Berge. Erst zwei Stunden vor Moschi taucht der Kilimandscharo, der „Weiße Berg", auf, der, sechstausend Meter hoch, fast unter dem Äquator liegend, doch von

ewigem Schnee gekrönt ist. Fürs erste blieb der oberste Teil des Berges dem Auge verborgen, sein Haupt war schwer bewölkt, aber abends ward er in seiner ganzen Größe sichtbar, wie gewöhnlich in dieser Jahreszeit, dem hiesigen Hochsommer, und bot mit seinem weißen Gipfel, dem Kibu, aus der tropischen Landschaft aufsteigend, ein gewaltiges, unvergeßliches Bild. Schöner noch habe ich ihn später gesehen, wenn des Morgens den in glühendem Rot Erstrahlenden die aufgehende Sonne beschien.

In Moschi, einem hübschen, lebhaften Flecken, achthundert Meter hoch am Fuß des Kilimandscharo, traf ich die wohl vorbereitete Safari an. Zwei gastliche Zelte, unser Heim für die nächsten Wochen, mit doppeltem Leinendach für die Sonne, Moskitofeldbetten, kleiner Badewanne, Tischen und Stühlen versprachen das Beste für die Ruhe nach den Anstrengungen der Jagd und des Marsches. Auch die Leute machten einen sehr guten Eindruck: zwei Büchsenträger für mich, der eine ein Somali, welche den Ruf haben, besser zu stehen und nicht samt den Gewehren auszureißen, der andere ein kräftiger Wambugue. Der Somali sprach leidlich englisch, so daß man sich mit ihm ganz gut verständigen konnte, besser als mit allen andern Leuten, welche sämtlich nur Suaheli konnten. Dann ein Büchsenträger und ein Boy für Herrn Siedentopf, den ich der Kürze halber in Zukunft stets nur S. nennen will, zwei Aufseher für die Karawane und ein Kochkünstler. Dieser bestätigte meine Beobachtung, daß alle Leute, welche lange Jahre am Herdfeuer tätig sind, wohl infolge der schließlich auf das Gehirn

wirkenden Hitze etwas wunderlich werden. Aber seine Kunst verstand er ganz gut, wenn ich es auch ängstlich vermied, jemals zuzusehen, wie er seine Gerichte verfertigte. Nur manchmal erinnerte der Salzgehalt seiner Suppen daran, daß er als braver Mohammedaner zwei Frauen — Kochfrauen — zu Hause hatte, nach denen er sich wohl bisweilen sehnte. Endlich waren noch zwei Massai-Krieger vorhanden, unstreitig die interessantesten unter den genannten Honoratioren. Sie sind durch ihr Nomadenleben in der Wildnis mit dem sämtlichen dortigen Wild vertraut und besitzen in hervorragendem Maße persönlichen Mut. Mit ihren schweren Eisenspeeren mit der über ein Meter langen, drei Zentimeter breiten, scharfen Klinge, von denen sie sich nie trennen, scheuen sie auch vor dem schwersten Wilde nicht zurück. Insbesondere haben sie die Aufgabe, es aufzuspüren und zu melden, sowie der Fährte zu folgen. Außerdem hatten wir fünfzig Träger aus allen möglichen Volksstämmen, meist Wanjamwesi, Wassukuma und Wambugue, alle sauber uniformiert, mit rotem Fez, grauer Jacke, Kakihosen und Wickelgamaschen. Als wir zurückkamen, sahen sie etwas anders aus, „Grasteufel, aber sie beißen!" Last not least waren zwei Maultiere da, welche sich als sehr leistungsfähig erweisen sollten, und jedenfalls besser sind als Pferde.

Alles begrüßte mich mit Jambo bana, guten Tag, Herr, und nahm dann eine gewiß sehr kritische Musterung meiner Persönlichkeit vor. Von den Wambugue-Trägern, welche sich durchweg die Backen tätowiert hatten, und zwar rechts und links in der Form eines kunstgerechten Durchziehers,

erhielt ich, wohl weil sie die in meinem Gesicht wahrnehmbaren Spuren meiner Studentenzeit so vertraut anmuteten, schleunigst den Beinamen „der Herr mit dem tätowierten Gesicht". Des Nachts machte ich die gleich gründliche Bekanntschaft der afrikanischen Grillen. Diese sind von der Art, die man sich nicht aus dem Kopfe schlagen kann. Ihr metallisches Zirpen sollte mir noch manches Mal die Ruhe in meinem Zelte rauben, denn es gibt diese Tiere fast überall, und da meist eine ganze Anzahl zusammenwirkt, ist der Lärm entsetzlich. Dann machten wir uns an die letzten Zurüstungen zur Safari, worüber noch der nächste Tag verging; denn noch mancherlei war zu besorgen, aus- und einzupacken. Dazu 27° R im tiefsten Schatten. Die Sonne war, was viel sagen will, selbst den Schwarzen lästig, und sie flüchteten sämtlich in den Schatten der Zelte. Übrigens ist 32° R im Schatten eines Hauses die höchste Temperatur, von der ich zuverlässig in Deutsch-Ost gehört habe, mir genügten aber die 27° für den Anfang vollkommen.

Endlich waren alle Rollen verteilt und die fünfzig Lasten zu je vierzig bis sechzig Pfund, etwa zur Hälfte Lebensmittel für uns und die Träger, zur anderen Hälfte unsere sonstigen persönlichen Bedürfnisse, sowie die Zelte von uns und den Leuten geordnet. Am Abend trat noch einmal der Weiße Berg aus den Wolken und zeigte sich in wunderbarer Pracht. Geheimnisvoll lag er vor uns, wie das ganze noch immer so rätselreiche Afrika — wie die Zukunft.

Die Safari von Moschi nach Aruscha.

20. bis 22. Januar. Am nächsten Tage, es war der 20. Januar, ging's los, und der allen Afrikanern so traute Ruf ertönte: „Haia Safari, auf die Karawane, vorwärts marsch." Ich brach, während S. die Träger nachführte, mit den Büchsenträgern und Massai schon vor Tagesanbruch auf, um ein Gebiet, in dem die für die Maultiere gefährliche Tsetsefliege schwärmte, in der Morgenkühle zu überwinden, die Fliege regt sich erst, wenn die Sonne stechend wird. Herrlich ist so ein Ritt in der Morgenfrische durch die hier von einigen Flüssen durchschnittene Steppe, den Weißen Berg im Auge; wenn ich auch nicht gerade soweit gehen will, zu behaupten, daß das Glück der Erde auf dem Rücken der Maultiere liegt. Und was begegnet einem nicht alles auf solch einer großen afrikanischen Landstraße, denn das ist sie, da wir zunächst nach Aruscha, einem großen Flecken, marschierten, den unser Weg mit der Eisenbahn verbindet.

Da sind Frauen, die Bananen und andere Früchte zum Verkauf tragen, Ochsenwagen der Buren, mit je sechzehn Ochsen bespannt, Viehherden, Massai, die vereidigten Viehzüchter und Pfleger dabei, dann der ganz gewöhnliche braune

Neger oder Schensi, zum Teil auch bewaffnet, aber nur mit kleinem Speer oder einem Schwert, Leute mit gewaltigen Lasten von Tierhäuten auf dem Kopfe, ihr Fell zum Markte tragend, und andere interessante Bilder.

Nach drei Stunden hatte ich die Tsetsestrecke passiert und machte Rast, um den Rest der Safari zu erwarten. Wir lagerten an einem Fluß, über den eine allerdings derartig pittoreske Brücke führte, daß die Warnung des Bezirksamtes nicht unberechtigt erschien, welche — ganz wie zu Hause — hier angeschlagen war: „Polizeilich gesperrt, jeder Passant überschreitet die Brücke auf eigene Gefahr"! Also, dieser Weg ist kein Weg, wer's aber doch tut ....! Einige Eingeborene passierten trotzdem die gefährliche Brücke. Ich zog es aber vor, mit meinem Maultier den zurzeit wohl nur einen Meter tiefen Fluß zu durchreiten.

Während meiner Rast hatte ich Gelegenheit, die komischsten Bilder zu beobachten: Ein indischer Geck versuchte, die Schuhe in der Hand, von Stein zu Stein balanzierend, den Fluß zu überschreiten, fiel aber gerade an der tiefsten Stelle bis über den Kopf hinein. Eine jugendliche Schöne wollte durchaus nicht auf die Brücke, sie hatte wohl schon öfter gelogen, und auch nicht ins Wasser. Schließlich nahm sie ihr Begleiter als galanter Liebhaber zart an der Hand, gab ihr in die andere einen Stock, und mit diesen Stützen ging es resp. sie durch den Fluß. Dann wieder kamen Neger zur Tränke, anders kann man es nicht nennen, denn sie tranken tatsächlich Wasser wie das liebe Vieh, bückten sich, bis ihr Mund den Wasserspiegel berührte und

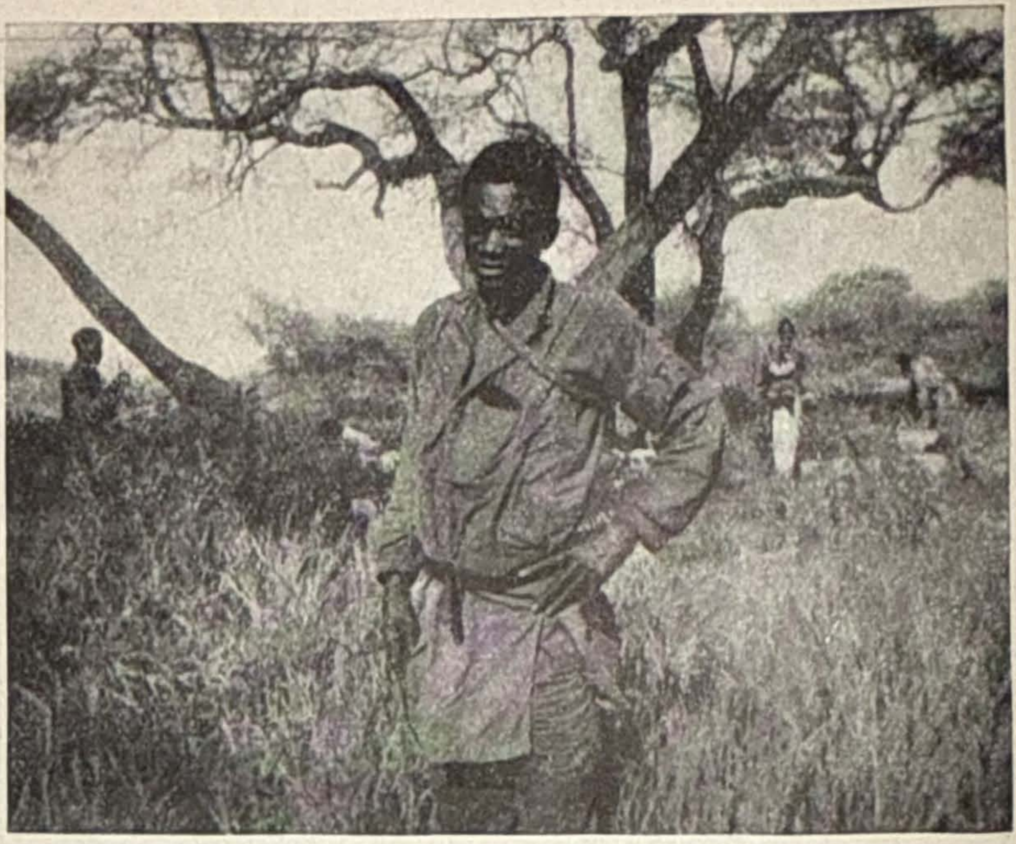
saugten dann das Naß ohne Zuhilfenahme eines Gerätes oder der Hände ein.

Es ist übrigens wohl nur noch eine Frage kurzer Zeit, bis über diesen Fluß eine ebenso gute Brücke führt, wie über die anderen, den Weg nach Aruscha kreuzenden Wasserläufe, denn die Straße befand sich sonst in einem durchweg recht guten Zustand. Sie führt meist durch Steppe und Dornbusch, und wir legten auf ihr täglich gegen dreißig Kilometer zurück, sowohl für die Träger als auch für mich, der ich mich erst an das ewige Schrittreiten auf dem Maultiere gewöhnen mußte, keine Kleinigkeit. In drei Tagen erreichten wir Aruscha.

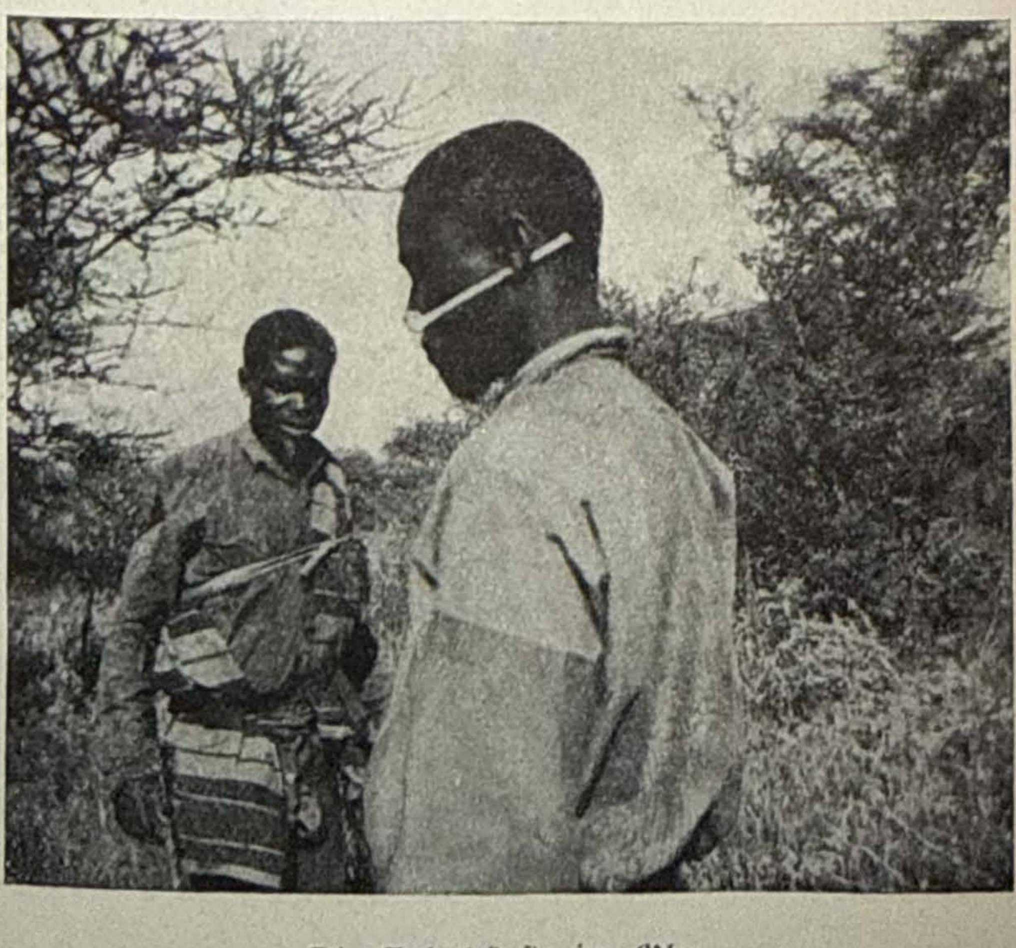
Ein solcher Marschtag verlief jetzt und später etwa folgendermaßen: Um halb fünf großes Wecken, mein Taschenwecker erschallte, und ich machte alles munter. Während wir Weiße uns anzogen und eine Kakaomahlzeit einnahmen, wurden die Maultiere mit Mais gefüttert und die Leute machten sich für ihre Person fertig zum Marsch. Ihre Morgen-Toilette bestand in der Hauptsache im Umhängen ihrer verschiedenen Kleidungsstücke und sonstigen Besitztümer, als Turban, Sandalen, Beinwickel, Regenschirme, Fleisch- und Wasservorräte. Sie waren alle schon an Kleidung gewöhnt, erst in der Gegend der großen Seen soll man jetzt noch Völker treffen, auf deren Kostüm das Dichterwort zutrifft „man ist schwarz und damit gut“. Die Leute aßen morgens oft nichts, außer, wenn Fleisch da war, das auch zur frühesten Stunde in unglaublichen Mengen vertilgt wurde. Dann erschallte das Kommando, die Lasten fertig zu machen. Sie wurden



Träger-Lager.



Ein dunkler Ehrenmann.



Die Zahnbürste im Ohr.



Turbans Werdegang.



Zwei Freunde.



Vegetation am Flusse Ussa.



Boma in Aruscha am Meruberg.

wieder neu verschnürt, endlich auch die Zelte abgebrochen und verpackt, die Maultiere gesattelt und um sechs Uhr — die Sonne geht stets um sechs Uhr auf und unter — ging's los. Ich mit den Massai und Gewehrträgern voran, dann die Träger und zuletzt der Karawanenaufseher, ein tüchtiger Kerl, der auf Ordnung sehen muß und aufpaßt, daß keiner und nichts zurückbleibt. S. ritt meist mit mir vorn, nur manchmal besonders bei langem Marsche, wenn es darauf ankam, die Safari zusammenzuhalten, hinten. Nach etwa zwei bis drei Stunden wurde eine halbe Stunde gerastet und nach etwa fünf bis sechs Stunden gegen Mittag Halt gemacht, möglichst bei einem Wasser zum Abkochen. Wir frühstückten Brot mit Fleisch oder Konserven, und nach etwa zwei Stunden ging es nochmal bis gegen Abend weiter. Dann mußte eine für das Lager passende Stelle erreicht sein, wo es vor allen Dingen Wasser und Holz geben muß. Hier wurden die Zelte aufgeschlagen und ein Dorngehege für die Maultiere zum Schutz gegen die Raubtiere gebaut, und danach bekamen die Leute Feierabend, während wir noch allerlei zu ordnen hatten, bis der Koch etwa um sieben Uhr die Hauptmahlzeit angerichtet hatte, welche aus Suppe, warmem Fleisch mit Kartoffeln und Büchsengemüse oder Obst bestand.

Wenn der anstrengende Marsch überstanden war, dann herrschte stets ein fröhliches Leben bei den Eingeborenen, und es war immer wieder ein Vergnügen, sie zu beobachten, wie ja denn überhaupt gerade der Jagdreisende fern der Touristenstraße Land und Leute am allerbesten kennen lernt.

Die einzelnen Volksstämme saßen im Lager meist gesondert und unterhielten sich in ihrer Landessprache, während das Suaheli nur als Verkehrssprache dient. Der Gesprächsstoff ging niemals aus, und oft mußte man des Abends energisch Ruhe gebieten, sonst hätten einzelne die ganze Nacht verschwatzt. Oft ertönte auch Gesang, der der Massai besonders originell. Mit hoher Mädchenstimme summten sie, oft auch auf langen Märschen ihre Lieder. Es ist merkwürdig, daß dieses so männliche Volk nur in der Fistelstimme singt.

Immer vergnügt, wie die Kinder, nur dem Genuß des Augenblicks lebend, denken die Neger während der Zeit der Ruhe weder an die vergangenen, noch an die zukünftigen Strapazen.

Das Essen spielt natürlich eine große Rolle, es besteht meist aus Mais, Bohnen oder Hirse, die gemahlen oder auch ungebrochen, gedörrt oder gekocht, oft ohne jede Zutat genossen werden. Zuckerrohr wird als Leckerbissen gekaut. Wenn es Fleisch gab, was bei einer Jagdsafari wie der meinigen später ja häufig der Fall war und des Abends verteilt wurde, erschien alles im Trabe, und nachher füllte sich jeder mit der immerhin seltenen Kost bis zum Bersten. Das geht dann bis in die Nacht hinein, und des Morgens wird vor dem Aufbruch mit frischer Kraft nachgestopft.

Nett ist auch die Toilette. Der Neger ist reinlicher, als man erwartet. Wo Gelegenheit ist, baden die besseren oder waschen wenigstens das Gesicht. Die Zahnbürste, bestehend

aus einem weichen Holzstück, ist sehr beliebt, einer trug sie immer im durchbohrten Ohrläppchen, gewiß eine praktische Ausnutzung dieses sonst schwer nützlich verwendbaren Körperteiles. Auch rasiert wird häufig, aber nur der Kopf, die Barthaare zupfen sie sich mit Vorliebe und Ausdauer lieber gleich ganz aus, mit der Wurzel, radikal!

Verträglich sind sie im allgemeinen sehr, und es ist geradezu rührend, wie sie einen Zigaretten- oder Zigarrenstummel von Mund zu Mund weitergeben, so daß jeder einen Zug davon tun kann. Aber eine kleine Prügelei kommt auch mal vor. Als Schimpfwort ist besonders beliebt „Schensi", was so etwa „ungebildeter Buschneger" bedeutet, im Gegensatz zu dem kultivierten Küstenneger. Gerade die, die diesen Titel zweifellos selbst am meisten verdienen, benutzen ihn mit Vorliebe, und ich hörte einmal mit an, wie ein solcher sogar einen Esel mit „Schensi" beschimpfte.

Zu S. kamen im Lager immer die Kranken, mühselig auf einen langen Stab gestützt, um die Schwere des Falles anzuzeigen und das allgemeine Mitleid zu erregen. Einer hat sich als erstes Mittel gegen Kopfschmerz einen Bastfaden ganz straff um den Schädel gebunden. Wo fehlt es? Der eine deutet auf den Kopf, der andere auf die Brust, einige auch auf die Füße. Jeder erhält seine daua, Zauber, Medizin, in Gestalt von Pillen oder Einreibung und geht dann befriedigt. Die meisten aber, besonders nach Fleischtagen, deuten auf den Magen, wo dann die Diagnose unfehlbar lautet „überfressen" und dementsprechende energische Mittel die Kunst des Arztes bald im hellsten Lichte er-

4*

strahlen lassen. Wenn jemand wegen eines Leidens, das man eigentlich nicht haben sollte, und nur durch eigene Schuld bekommt, milde angenommen, wegen zu vielen Essens oder auch Trinkens klagte und deshalb zur Rede gestellt wurde, war seine einzige Entschuldigung, ámri ja múngu, es ist nun einmal der Wille Gottes, eine Redensart, die überhaupt viel herhalten muß.

Hübsch war das Bild, wenn die Nacht hereingebrochen war und aus ihrem Schatten nur die Feuer mit ihrem Rauch und die von der Flamme erhellten Gesichter der Neger hervortraten.

Wild zeigte sich an diesen ersten Marschtagen überhaupt noch nicht, obwohl einige Kilometer von der Straße viel steht. Die Buren, welche den Weg vielfach benutzen und wahllos auf alles „Fleisch" schießen, haben hier reinliche Arbeit gemacht. Außerdem war die Äsung an der Straße gerade knapp und das afrikanische Wild zieht sich in ungeheuren Herden immer dorthin, wo gerade die beste Äsung ist. So wechselt der Wildstand je nach der Jahreszeit und Witterung in den einzelnen Gegenden außerordentlich rasch.

Nur das rege Vogelleben war erfreulich. Besonders sympathisch war mir ein Schlangengeier, welcher mit Recht absolute Schonung genießt. Man sah viel europäische Zugvögel, die ja jetzt im Januar noch im Süden weilen. Auch eine Menge Frankoline, Steppen- und Perlhühner, Nashorn- und Schattenvögel, auch Strauße belebten die Landschaft; letztere dürfen überhaupt nicht geschossen werden und haben sich infolgedessen schon wieder recht vermehrt. Inter-

essant sind auch die Webervögel, welche ihre großen Nester vollkommen freischwebend an die Zweige der Akazien hängen und um einen großen Grasbüschel herum einen Balztanz, ähnlich dem unserer Birkhähne, mit solcher Ausdauer aufführen, daß der Umkreis des Büschels völlig plattgewalzt ist.

Erfrischend wirken die Leberwurstbäume. So zahlreich, wie bei uns die Äpfel, hängen daran die der heimischen Leberwurst täuschend ähnlichen, leider aber nicht eßbaren Früchte. Jedoch alle meine Erwartungen von tropischem Pflanzenwuchs sah ich übertroffen, als ich von fern mindestens anderthalb Meter lange und wohl dreißig Zentimeter dicke, zylindrische Früchte an den Zweigen einiger Bäume erblickte.

Leider waren auch sie nicht zu genießen, sondern erwiesen sich beim Herankommen als ausgehöhlte Baumstämme, die Bienenkörbe der Eingeborenen.

Eine angenehme Abwechselung bot der Besuch einiger am Wege liegender Buschkneipen, die nicht vergebens auf den Durst der Wanderer spekulieren. In besonders lieber Erinnerung ist mir eine am Flusse Ussa. Der dazugehörige Bierkeller war ein im Wasser liegender, vorsorglich sehr fest verankerter Kasten, dessen Inhalt wirklich ein wenig an das seit Tanga vermißte Naß erinnerte. Hier war auch noch eine andere Attraktion, ein in Freiheit dressierter Affe, der sich bisweilen dem Alkohol ergab, dann sehr komisch war und seinen Rausch auf dem Rücken seines speziellen Freundes, eines Hundes, festgeklammert, ausschlief.

Möglichst pomphaft zogen wir in Aruscha ein, die Träger, begleitet von dem großen Safarihorn, ein extra für diesen Zweck gedichtetes Lied singend, dessen sich immer wiederholender Refrain lautete:

„Wohin marschieren wir?
Nach Ngorongoro!
Zu wem marschieren wir?
Zum Herrn mit den vielen Löwen!"

Damit war mein Führer S. gemeint, der schon seinen fünfundzwanzigsten Löwen gestreckt und seine Farm im Ngorongoro-Kessel hat.

Aruscha macht einen sehr lebhaften und dabei wohlgeordneten Eindruck und wird, sobald es, wie wohl zu hoffen, demnächst Eisenbahn bekommt, gewiß noch mehr aufblühen. Das Klima ist insofern angenehm, als in einer Höhe von vierzehnhundert Metern wenigstens die Nächte ganz leidlich kühl sind. Es befindet sich hier ein Bezirksamt, also nach heimischen Begriffen etwa ein Landratsamt, und eine ganze Kompagnie der unter weißen Führern stehenden schwarzen Schutztruppe.

Wir haben etwa zwölf Kompagnien in Deutsch-Ost, und ihnen allein sowie dem Ansehen, welches sie sich bei den früheren Aufständen verschafft haben, ist es zu danken, daß zurzeit Frieden im Lande herrscht und eine persönliche Sicherheit, welche eigentlich erstaunlich ist. Es gibt aber immer noch genug Leute im Lande, welche glauben, daß die Herrschaft der Weißen einmal ein Ende nehmen wird. So hörte ich von einem, der gemeint hatte, die Weißen bauen die Eisen-

bahnen nur, um, wenn der große Aufstand einmal kommt, schneller flüchten zu können!

Buren gibt es etwas reichlich, es sollen allein fünfzig Familien in dieser Gegend wohnen. Aber es sei zu ihrer Ehre gesagt, daß nur die besten Elemente der ursprünglich weit zahlreicheren und zum Teil wenig angenehmen Einwanderer in Deutsch-Ost geblieben sein sollen, und daß alle die, welche ich selbst kennen lernte, einen sehr netten Eindruck machten. Ihre Spezialität ist die Beförderung von Frachtgütern auf ihren gewaltigen Ochsenwagen.

An Europäern überhaupt wohnen in Aruscha etwa vierzig und im gleichnamigen Bezirk etwa drei- bis vierhundert. Man sieht in der Umgegend ganz vorzüglich gehaltene Pflanzungen, nur von Weißen natürlich, die der Eingeborenen machen überall einen unordentlichen Eindruck, und es ist ein sehr gutes Zeichen, daß sich hier auch eine ganze Anzahl früherer Schutztruppenoffiziere als Pflanzer niedergelassen haben. Besonders aber bietet auch die Viehzucht bei den durch reichen Regenfall gut bestandenen Weiden schöne Aussichten.

Die Stadt stand bei meinem Durchmarsch ganz unter dem Zeichen des Einzuges der Prinzen Leopold und Konrad von Bayern, welche zur Jagd in Deutsch-Ost weilten. Zumal die sehr hübsch gelegene Boma, Zitadelle, Sitz der Zivil- und Militärbehörde, war prächtig geschmückt, und alles war auf den Beinen, als die Prinzen einzogen. Feierlichst von der Garnison — die schwarzen Soldaten, die Askaris, machten einen vorzüglichen, wohldisziplinierten Eindruck —

und dem Herrn Bezirksamtmann eingeholt, rückten die Herren mit rauschender Militärmusik hoch zu Maultier in die Stadt ein, gefolgt von ihrer reich mit Jagdtrophäen beladenen Safari von wohl zwei- bis dreihundert Mann. Diana war den Jägern sehr hold gewesen; denn soviel ich weiß, war fast alles hier vorhandene Wild während der jetzt ziemlich beendeten Jagdtour von etwa zwei Monaten zur Strecke gekommen. Es ist gewiß ein vortreffliches Zeichen nicht nur für die erstaunliche Rüstigkeit des in der Mitte der sechziger Jahre stehenden Generalfeldmarschalls Prinz Leopold von Bayern, sondern auch dafür, daß die Jagd in diesen Gegenden doch keine solchen Schwierigkeiten bietet, wie sich wohl mancher denkt, daß beide Herren die lange und erfolgreiche Safari so gut überstanden.

Von Aruscha nach Engaruka.

23. bis 26. Januar. Na, nun knallt's aber doch bald? — Ja, verehrter Herr Weidgenosse, ich kann Ihnen versichern, dies Gefühl hatte auch ich. Man staunt, wie wildleer, wohlgemerkt an den großen Verkehrsstraßen, Afrika ist, und das Großwild ist überall schon recht zusammengeschossen, aber es ging ja schließlich nicht auf Hasen, und meine Geduld wurde nur noch auf eine kurze Probe gestellt.

Am ersten Tage, der Weg führt meistens wieder durch Dornsteppe, sahen wir noch kein Wild und kamen nicht weit. Erstens ist es immer eine Not, die Neger aus so einem großstädtischen Sündenbabel, wie Aruscha, wo bibis und pombe, Mädchen und Hirsebier, locken, herauszubekommen, und zweitens regnete es so fürchterlich, daß wir bald die Zelte aufschlagen mußten. Hier in den Vorbergen des 4800 Meter hohen Meru und in dem Gebirge um den Ngorongoro-Kessel, wo ich mich in den nächsten Wochen meistens aufhielt, regnete es, trotzdem jetzt offiziell die Pause zwischen der kleinen Regenzeit, Ende Dezember, und der großen, März–April, war, fast täglich, wenn auch meist erst nachmittags und nachts, so daß die Hauptjagd- und

Marschzeit trocken war, und der Neger hat vor Regen eine fürchterliche Angst. Sofort wurden die Regenschirme, wohl ein Viertel der Leute besaß solche, hervorgeholt, sie spielen überhaupt in Afrika eine von mir bis dahin nicht geahnte Rolle.

Um den Tag auszufüllen, ritt ich — „dann geh'n wir mal zu Hagenbeck" — nach der in der Nähe befindlichen Tierfarm der Firma Schulz-Hagenbeck. Hier sah man in der Figur sehr gute Kreuzungsprodukte von Bos Zebu major und Ostfriesen. Der Buckel des Zebus ist schon bei der ersten Kreuzung völlig verschwunden. Auch prächtige Strauße hatten sie, in Luzerne weidend, und Gnus, von denen ein Bulle, denen, namentlich wenn sie älter werden, nicht zu trauen ist, einen Massai umgebracht hatte. Die meisten Hagenbeckleute waren gerade auf Giraffenfang ausgezogen. Die jungen Giraffen werden zu Pferde gejagt, schließlich eingeholt und mit Fangleinen gefesselt. Daß das tolle Reiten in dem schlechten Gelände ein gefährlicher Sport ist, ist wohl klar.

Am nächsten Tage kamen wir endlich aus dem Gebiete der Farmen heraus, bisher hatten wir, wenn auch meistens durch Buschsteppe marschierend, täglich einige bewohnte Flecken passiert.

Nun endlich, aber jetzt gleich häufig, sahen wir denn auch Wild. Das Zebra trifft man stellenweise, auch Hartebeeste (Kongonis), Gazellen und Gnus sah man häufig in Rudeln von zwanzig bis dreißig Stück. Man sieht das Wild in Afrika verhältnismäßig leicht, es hebt sich ganz gut

in der Landschaft ab. Nur gerade die so auffallend gefärbten Zebras, schon in kurzer Entfernung mattgrau aussehend, sind oft schwer zu erkennen.

Wir kümmerten uns nur um das am Wege stehende Wild, um den Marsch nicht aufzuhalten, aber anderseits mußte ich nun bald etwas für unsere Leute schießen, deren Seufzen über die Fleischnot mein agrarisches Herz ganz heimatlich anmutete. Dementsprechend fehlte ich denn auch bald ein Kongoni, ein Zebra und einen Gazellenbock. Die in den afrikanischen Steppen übliche Distanz von drei- bis vierhundert Meter konnte ich nicht schaffen. Man irrt sich in der klaren Luft in der Entfernung und schießt entweder zu hoch oder zu kurz, die 9,3-Büchse ist für solche Entfernungen nicht rasant genug. Ordentlich heranbirschen kann man sich auf dem Marsch, wenn man die Safari nicht stören will, nur selten. Erstens ist die Deckung in der Steppe knapp, höchstens sind da die nur zu durchsichtigen Dornbüsche, und dann werden von den starken Rudeln, bei denen immer einzelne Stücke wachsam äugen, die Menschen meist zu früh wahrgenommen. Es hilft nichts, man muß auf die unsinnige Entfernung einfach hinhalten, der Ausdruck des wilden Jägers, „hindeuten" würde hier vielleicht noch besser passen!

Endlich gegen Abend kam ich, vom Lager aus durch eine Schlucht gedeckt, an eine Zebraherde auf hundertundzwanzig Meter heran und schoß mit Hochblattschuß — er verendete im Feuer — einen starken Hengst. Ein rechtes Labsal, daß ich endlich mal was traf; denn ich hatte mich vor meinen Begleitern doch schon etwas geniert.

Daß der Hengst schon steintot war, als wir herankamen, war den Mohammedanern unter unsern Leuten sehr peinlich, nun konnten sie ihn nicht mehr, wie es Vorschrift ihrer Religion ist, schächten und durften ihn nicht essen. Er war eben zu tot. Nicht einmal der Wind spielte mehr in den Haaren des Wildes, was, da die Leute die Sache mit dem Schächten nicht allzu genau nehmen, sonst gern als ein Zeichen von Leben und somit der Berechtigung des Kehlschnitts angesehen wird.

Es gilt in Afrika als chic, Mohammedaner zu sein, und die „in gehobener Stellung befindlichen Angestellten", unsere Boys, der Aufseher, der Koch und der Somali bekannten sich zu dieser Religion, was, wie man sieht, manchmal auch störend ist!

Auf die andern entfielen pro Kopf wohl zehn Pfund Wildbret, aber es reichte kaum für einen Tag. Auch die Decke gab ich preis, da viele der Leute sich daraus Sandalenleder schneiden wollten, und so blieben von dem ganzen Wild nur die Knochen übrig.

Das Wasser verdiente an diesem Tage das Prädikat: Neu und beachtenswert. In einer Lehmgrube, welche vom Wild fleißig angenommen war, stand die üble Brühe, gelb und dick wie Erbsensuppe. Zum Waschen und für die Küche ging es ja, nachdem es mit Alaun etwas geklärt und tüchtig gekocht war, aber zum Trinken mußte schon der Appollinaris-Vorrat herhalten. Hier konnte man einen kleinen Begriff davon bekommen, wie unsere braven Truppen in Südwest während des Aufstandes gelitten haben müssen, als um

solche, vielfach noch verunreinigte Löcher tagelang verzweifelt gekämpft werden mußte.

Wir tranken für gewöhnlich im mitgeführten Apparat mit Kohlensäure gemischtes, gutes Bach- oder Quellwasser, nur wenn solches nicht vorhanden, Sauerbrunnen, am Tage mit Zitrone oder Fruchtsaft, abends aber mit Whisky oder Wermut gemischt. Ich halte es durchaus nicht für erforderlich, in den Tropen keinen Alkohol zu genießen, ja für schädlich, wenn man etwas daran gewöhnt ist. Man lebt am besten ganz so, wie zu Hause, muß aber natürlich in allen Dingen Maß halten. Ein Übermaß rächt sich hier vielleicht noch mehr als bei uns in Deutschland. Wenn man das vermeidet, erfreut des Menschen Herz der Wein so gut wie anderwärts. Zwischen den Mahlzeiten habe ich nichts getrunken, und bald die anfangs mitgenommene Flasche mit kaltem Tee fortgelassen. Man verwöhnt sich nur durch vieles Trinken, ohne bei der großen Hitze den Durst dauernd stillen zu können. Höchstens schoben wir, wenn Zeit dazu war, des Nachmittags noch einen Tee oder Kaffee ein.

Andern Tags morgens früh trafen wir wieder eine Herde Zebras, welche bis auf hundert Schritt aushielten, aber, um das Wildbret nicht den ganzen Tag zu schleppen, auch etwas anderes Wild zu erbeuten, ließ ich sie unbeschossen. Auch sonst hatte ich viel guten Anblick: Wir kreuzten eine ziemlich frische, starke Löwenfährte — sie machten doch einen gewissen Eindruck, die ersten vestigia leonis — und ältere Nashornfährten. Diese Dickhäuter haben die Gewohnheit, ihre meist schon nicht unbeträchtliche Losung noch mit Erde

zu überscharren, so daß diese Spuren ihrer Wirksamkeit recht ins Auge fallend sind. Dann sahen wir eine Giraffe, welche sich mit ihrem langen Hals immer sehr deutlich aus der Landschaft hervorheben. Ich versuchte nicht, sie anzubirschen, da ich diese riesigen, herrlichen Tiere ohne besonderen Zweck nicht erlegen wollte. Sie bieten außer für den, der sich eine direkte Sammlung ausgestopfter Tiere oder Köpfe anlegen will, was nicht meine Absicht war, keine rechte Trophäe, schaden niemandem, da sie stets in den einsamen Steppen stehen, und das viele Fleisch kann man mit einer kleinen Safari nicht verwerten. Auch so gab es noch genug zu schießen, aber vorbei, nur auf drei- bis vierhundert Meter. Ich konnte zur Abwechselung auf die Liste meiner Fehlschüsse einen kapitalen Spießbock mit wohl einen Meter langen, geraden Spießen und einen Klippspringer, die ziemlich seltene afrikanische Gemse, setzen. Wir trafen diese in den die Steppe hier öfters durchschneidenden, etwa zwanzig bis dreißig Meter tiefen, steil abfallenden Lehmschluchten. Auch Klippschliefer, eine Art Murmeltier, zeigten sich hier. Ferner sah ich fünf Giraffengazellen, mit den sehr an Giraffen erinnernden, endlosen Hälsen, sowie Hunderte von Grantgazellen und Zebras. Letztere gibt es überall, sie sind vor längeren Jahren geschont worden, als man noch hoffte, sie in größerem Umfange zu zähmen, und haben sich dadurch im Verhältnis zum anderen Wilde wohl besonders vermehrt.

Abends lagerten wir wieder an solchem gräßlichen Wasser, welches vom letzten Regen her in einigen Löchern stand. Dann ging's weiter, immer wieder durch weite Steppen

und viel Wild, Zebras, Gazellen, Gnus, Kongonis, auch einige Spießböcke und Giraffen. Zum allgemeinen Staunen schoß ich heute besser, aber wohlweislich auch nur dann, wenn mich das Wild ausnahmsweise etwas näher heranließ; ich erlegte, um für uns „Fleisch zu machen", einen guten Grantgazellenbock, ein Wild von etwa Damhirschgröße, auf zweihundertunddreißg Meter und abends am Lager für die Träger einen sehr starken Zebrahengst auf ähnliche Entfernung, beide mit der 9,3-Büchse unter Feuer.

Kaum hatte ich die Gazelle geschossen, da stürzte mein erster Gewehrträger, der Jünger Mohammeds, mit gezogenem Schlachtmesser in einem solchen Tempo an den Bock heran, daß ich nur hoffen konnte, daß er es nicht samt meiner Büchse einschlägt, wenn es auf wehrhaftes Wild geht. Ihn kriegt es dann jedenfalls nicht!

Der Bock wurde sofort zerwirkt, die besten Stücke nahmen wir für uns, dann kamen die vorgestern leer ausgegangenen Mohammedaner daran, hierauf die Massai, und für das „Volk" blieb kaum noch etwas. Aber die Träger aus dem Stamme der Wambugue, welche von der Kultur noch recht wenig beleckt sind, baten dringend um die Überreste, die Eingeweide, Därme, Magen usw., was ihnen gern gewährt wurde. Sie entfernten flüchtig den Inhalt und verzehrten alles andere au naturel, roh, ohne etwa Feuer zu Hilfe zu nehmen. Stück für Stück bissen sie ab und schlangen es hinunter wie die Enten Regenwürmer. Ich hatte von dieser angenehmen Sitte der Buschneger schon gehört und gelesen, aber es machte doch einen gewissen Eindruck auf mich, als ich

es mit eigenen Augen sah. Einer zarter besaiteten Natur würde wohl bei diesem Anblick dasselbe passiert sein wie Wilhelm Buschs Frau Kümmel bei Besichtigung der Schandtaten der Hunde „Plisch“ und „Plum“: „Aber was sich nun begibt, macht Frau Kümmel so betrübt, daß sie wie vom Wahn umfächelt, ihre Augen schließt und lächelt. Mit dem Seufzerhauche U, stößt ihr eine Ohnmacht zu.“ Und mit solchen Geschöpfen wollen gewisse Leute in Deutschland — wer draußen war, weiß genug — Mischehen gestatten!

Die Hitze war an diesem Tage ganz nett — wir waren seit Aruscha wieder auf achthundert Meter herabgestiegen —, und dies veranlaßte ein tragikomisches Intermezzo: Plötzlich tropfte etwas aus meinem Rucksack heraus, und ich fürchtete schon, mein Getränk sei ausgelaufen, aber die nähere Untersuchung ergab, daß sich ein Stearinlicht sowie Schokolade in Flüssigkeit aufgelöst hatte, die den Boden des Rucksackes bowleartig anfüllte!

Diese Hitze hatte auch das Insektenvolk wahrhaft tropisch entwickelt. Auf unserem Abendtisch im Lager bei dem Dörfchen Engaruka, die Lampe mußte wohl weit in die Steppe hineinleuchten, versammelten sich elf verschiedene Sorten Insekten, und dazu umschwärmte uns noch die zahllose Menge der Nachtfalter. Für einen Sammler ein ideales Plätzchen; wir aber entfernten bald das Licht, um einige Ruhe zu genießen.

Engaruka ist ein kleines Nest von zwanzig, höchstens dreißig Häusern, in welchen Suaheli und Wanjamwesi wohnen, weit und breit die einzige menschliche Nieder-



Wambugue, rohe Därme verschlingend.



Suaheli im Dörfchen Engaruka.



Der Kratersee Ellanairobi.



lassung. In Richtung auf den Viktoriasee folgt als die nächste erst die in etwa vier Tagesmärschen zu erreichende Farm meines Führers und die seines Bruders im Ngorongoro-Kessel, dessen Umgegend, ein Hochplateau von etwa zwei- bis dreitausend Metern Höhe, auf eine Entfernung von mehreren Tagesmärschen vom Kessel aus, überall frei von Menschen und somit im allgemeinen noch vollkommen ist, insbesondere im jagdlichen Sinne.

Auf Großwild auf dem Ngorongoro-Plateau.

27. Januar. Von Engaruka stiegen wir auf das Ngorongoro-Plateau hinauf, welches hier in den großen afrikanischen Graben steil abfällt, gleich am ersten Tage wohl schon auf eine Höhe von zweitausend Meter, und gelangten damit in ein für Hochwild ideales, einsames, an kleinem Wild armes Revier; in den niederen Lagen auf etwa zweitausend Meter Höhe auf grasreichen Steppen prächtige Äsung bietend, weiter herauf, in wilden, schluchtenreichen Bergen, oft bis zu dreitausend Metern aufsteigend, dichter Urwald, wechselnd mit Dickichten aus weit über mannshohem Salbei und anderen undurchdringlichen Büschen. Alter vulkanischer Boden, überall noch die Spuren der vor Jahrtausenden tätigen Krater. So etwas liebt das heimliche Großwild, Elefant, Nashorn, Büffel, und bald trafen wir denn auch nur einige Wochen alte Büffelfährten und die Spur eines Nashorns von der letzten Nacht, so daß meine Hoffnung zu steigen begann. Die Massai spürten dem Nashorn nach bis zum nächsten Wasser, da sie hofften, daß es dort vielleicht Halt gemacht habe, berichteten aber,

daß es in Gesellschaft noch eines zweiten, ohne sich aufzuhalten, weitergezogen sei. Wir folgten deshalb nicht, zumal wir Aussicht haben sollten, dieses hier ziemlich häufige Wild bald auch so zu Gesicht zu bekommen. Im übrigen und besonders in Gegenden, in denen das Nashorn selten ist, soll man einer frischen Fährte einfach nachgehen, selbstverständlich unter peinlicher Berücksichtigung des Windes. Spätestens am zweiten Tage pflegt man das Nashorn, welches gewöhnlich nicht so sehr weit zieht, einzuholen; es ist dies in solchen Gegenden die beste Jagdmethode.

Wir lagerten nach sehr anstrengendem, immer steil bergan gehendem Marsch im wildromantischen Urwald, und genossen bald nach Sinken der Sonne die Kühle der Höhenluft. Kaisers Geburtstag, der sonst an allen größeren Plätzen der Kolonie ganz wie zu Hause festlich begangen wird, konnten wir nur bescheiden feiern. Aber ein Festmahl ward doch bereitet, und das erste Glas galt dem Herrn auch dieses Landes. Die Nacht war übel, kalt, morgens nur 4° R, dazu bei strömendem Regen alles feucht. Alle Reserven, Mäntel und Kleider, zog ich heran, um mich in der ungewohnten Kälte zu erwärmen. Schließlich half eins, was ich hiermit für solche Lagen anraten möchte: man rollt sich zusammen wie ein Hund, dann wird man warm und hat den Nebenvorteil, daß zum wenigsten die Beine einschlafen. Dazu das Schnarchen der Neger, das Prasseln des Regens auf dem Zeltdach, das Bellen der Schakale. Die einzige Freude für mich war der Ärger der zahllosen Mücken, welche mein gutes Moskitonetz erfolglos umsummten. Ich

5*

glaube, daß mancher deutsche Landsmann die Nacht nach Kaisers Geburtstag besser verbracht hat.

28. Januar. Weiter ging der Marsch, nun langsamer emporsteigend, durch wilden Urwald, dessen Bäume in dieser Höhe reich mit Moos und Flechten behangen sind. Hier herrscht, im Gegensatz zu den tieferen Lagen, eine große Stille, selbst Vögel sind selten, ich sah in diesen dichten Wäldern nur einige Papageien und Raubvögel. Auf über dreitausend Meter hatten wir vom Rande eines erloschenen Kraters, des Ellanairobi, einen herrlichen Ausblick auf einen, den alten Kratergrund füllenden riesigen, totenstillen See. Der mag wohl gegen tausend Meter tiefer liegen als unser Standort und der ganze Kraterrand, die Tausende von Flamingos, die auf ihm ruhten, erschienen, mit dem bloßen Auge gesehen, nur wie Punkte, zusammen wie ein rosafarbener Nebel. Eine Naturschönheit allerersten Ranges und doppelt wirkungsvoll in ihrer Unberührtheit und Einsamkeit. Herrlich ist auch, trotzdem es am Tage sehr heiß bleibt, in diesen Höhen die Luft — mittags waren meist nur 21° R im Schatten, 34° in der Sonne, nachts meist nur 15 bis 5° —. Auch die Flora zeigt ein ganz anderes, frischeres, ich möchte sagen heimatliches Bild. Vergißmeinnicht und wilde Veilchen sieht man häufig, und der Boden ist so gut, der Regen so reichlich, daß üppiges Gras oft über Mannshöhe emporsprießt; es sieht so aus, wie in der Magdeburger Börde, ideale Fettweiden und zudem eine für Mensch und Vieh gesunde, fieberfreie Gegend wie alle Hochländer hier. Vergeblich aber suchten wir die weite

Landschaft nach der ersehnten Jagdbeute ab. Immer wieder täuscht ein Baum, ein Strauch die Gestalt eines Stückes Großwild vor. Doch bald gibt sich auch dies; ähnlich wie man es schnell verlernt, wie in den ersten Marschtagen, hinter jedem Busch einen Löwen, in jedem Gras eine Schlange zu vermuten. Nur die Maultiere können das nie lassen, sie bleiben, was nicht gerade zur Annehmlichkeit ihres Reiters dient, unverbesserlich scheu.

Immerhin sollte uns der Tag auch jagdlich etwas bringen. Wir sichteten ein Rudel von vierzig bis fünfzig Elen-Antilopen, der größten Antilopenart, welche es gibt, und ich schoß, in guter Deckung, die hier ja reichlich vorhanden, ziemlich dicht heranbirschend, einen starken Bullen heraus, der wohl achtzehn Zentner wiegen mochte. Die Decke war im Nacken einen vollen Zoll stark, der reine Dickhäuter. So war denn die ganze Karawane für einige Tage mit gutem Braten versorgt, was besonders deshalb willkommen war, weil man sich in einem Revier, wo Hochwild zu erwarten, natürlich nicht gern durch häufiges Knallen auf „Fleisch" die Chancen verdirbt. Da wir unweit des erlegten Elen auf frische Nashornfährten stießen, beschlossen wir, am nächsten Wasser, welches es hier in den Bergen überall gibt, zu lagern, und sandten unsere Massai aus, sich nach den Rhinos umzusehen. Auch wir selbst nahmen gegen Abend einen Beobachtungsposten ein, denn um diese Zeit ziehen die Nashörner, welche die Sonnenglut des Tages durchaus nicht schätzen und lieber im Schatten Schutz suchen, gern auf Äsung aus dem Urwalde heraus und zeigen sich auf

den lichteren, wenn auch hier mit vielen Büschen bestandenen Steppen. Wenigstens die Genugtuung sollte ich haben, an diesem Tage das Wild meines Verlangens zu Gesicht zu bekommen. Zwei Nashörner, die Massai hatten sie natürlich zuerst gesehen, konnte ich auf einen Kilometer beobachten, wie sie, gemütlich äsend, ihr Revier durchbummelten, ein prächtiger Anblick.

Aber wir konnten zueinander nicht kommen, denn schon ging die Sonne unter, der ja hier sehr schnell die volle Dunkelheit folgt, und uns trennte ein sehr dicht bewachsenes, durchrissenes Gelände, welches wir nicht schnell genug hätten überwinden können. Auf dem Rückwege mußte ich die wirklich fabelhaften Augen und den Spürsinn der Massai bewundern. Ich hatte auf dem Hinweg die zwei Kornschützer meiner Doppelbüchsen, etwa zwei Zentimeter lange Eisenstückchen, verloren und konnte die Stelle nur ungefähr angeben, es war eine mit meterhohem, dichtem Gras bestandene Wiese. Aber binnen fünf Minuten hatten die Massai, trotzdem die Dämmerung schon weit vorgeschritten war, die beiden kleinen Dinger zur Stelle!

Abends zum Essen, Temperatur 8° R, hüllte ich mich in meinen schweren Lodenmantel und des Nachts in meinen gefütterten Schlafsack. Der bewährte sich auch in der afrikanischen Kälte wieder mal glänzend. Ihm und dem dicht am Äquator eigentlich gänzlich deplaziert erscheinenden Mantel hatte ich es wohl zu verdanken, daß ich von jeder Erkältung verschont blieb, was bei der Jagd, wo der Husten so stört, ja außerordentlich wichtig ist, während das ganze

Lager nach dem häufigen, scharfen Temperaturwechsel bald krächzte und nieste.

29. Januar. Wie vertraut sich das Wild hier bisweilen zeigt, ist erstaunlich. Grade als ich mein Morgenfrühstück nahm, näherte sich mir ein guter Elenbulle auf höchstens zweihundert Meter, ich hätte ihn vom Stuhl aus schießen können, denn es war schon völlig Tag und er besah sich neugierig unsere Zelte wohl eine Viertelstunde lang. Ein Glück für ihn, daß wir den gestrigen schon geborgen hatten und auf die Nashörner ausziehen wollten.

Schwer bewaffnet brachen wir auf, mein Führer und ich, die Massai und drei Gewehrträger — mit meinen zwei Doppelbüchsen und dem 7-mm-Mehrlader von S. Sorgsam spähend, die Massai mit ihren Luchsaugen voran, durchbirschten wir das von vielen Schluchten zerrissene, mit hohem Gras und Büschen bedeckte, wenig übersichtliche Gelände. Elen zeigten sich massenhaft, konnten uns ja aber jetzt höchstens stören. Endlich hat richtig einer der Massai, Freund Ngoronje, etwas entdeckt, und aufgeregt zeigt er mit dem Speer und ruft Faru bana, Faru, Nashorn, Herr! Mit dem Glase erkannten wir es als ein solches von guter Stärke in etwa anderthalb Kilometer Entfernung, es zog bergauf mit dem ebenfalls bergauf gehenden Winde, dem Urwald zu, und wir mußten sehr eilen, es zu erreichen, bevor es das Dickicht deckte. In fast dreitausend Meter Höhe schnell bergan zu birschen, war nicht gerade sympathisch vor dem ersten Schusse auf ein Nashorn, aber es half nichts. Keine Minute zu früh trafen wir mit einem Umwege des Windes wegen am Wald-

rande ein. Dort tauchte das Rhinozeros auf etwa zwanzig Meter Entfernung plötzlich bergan vor mir auf; ich ging, da wir es nicht weit von hier, wenn auch bergab vermuteten, mit der Hollandbüchse vorn, dann folgte S., etwas weiter der Somali mit meiner Reservebüchse. Nur ein Teil des Rückens mit dem oberen Teil des Blattes war zu sehen, und schon wendete es sich auf uns zu. Es hatte offenbar ein wenig Wind bekommen, vielleicht auch etwas gehört. Die erste Kugel aus der schweren Doppelbüchse saß Hochblatt, also nach heimischen Begriffen gut, für dieses Wild aber zu hoch.

Man soll alles afrikanische Wild, welches ja vorn meist überbaut ist, und besonders auch das Nashorn, Tiefblatt schießen, denn hier sitzt das Herz, es ist durchaus nicht so hochherzig wie die europäischen Jagdtiere. Ich hatte diese Regel nicht genügend beachtet, war auch durch das sehr hohe Gras, in dem das Nashorn stand, verführt worden, etwas hoch zu gehen.

Die üblen Folgen zeigten sich bald, der Dickhäuter brach zwar im Schuß zusammen, wurde aber gleich wieder hoch, erhielt die zweite Kugel von mir auch nicht ganz tadellos mitten drauf, wenn auch so, daß er nochmals stürzte, und kam nun in voller Fahrt laut fauchend auf mich los.

Jetzt hätte mir mein Somali, wie es ihm streng eingeschärft war, sofort die zweite Büchse reichen sollen, denn zum Laden der ersten war keine Zeit. Aber ich sah mich nach ihm vergeblich um; wenn er auch nicht fortlief, hielt er sich doch im Hintergrunde der Bühne, nach seinem späteren Benehmen zu urteilen, aber wohl nicht direkt aus

Furcht, sondern wohl mehr, weil er die Situation nicht so schnell erfaßte, wie nötig war. Hierdurch wurde die Lage für einen Moment kritisch. Wie der Dichter sagt: „Wenn das Rhinozeros, das schlimme, dich kriegen will in seinem Grimme, verzieh geräuschlos dich beizeiten, sonst hast du Unannehmlichkeiten." Schon wollte ich dies versuchen, und es wäre mir, wie sich später zeigte, wohl geglückt, denn das Nashorn ist fast blind, kann den Menschen bei einiger Deckung nicht eräugen und folgt fast nur dem Winde, so daß man ihm leicht ausweichen kann, da knallte es hinter mir. Sehr zur rechten Zeit hatte S. mit seiner 7-mm-Büchse dem wütenden Tier eine Kugel auf den Kopf gesetzt. Auch diese ging — zu meiner weidmännischen Befriedigung — etwas hoch, nur ein bis zwei Zoll unter den Schädelrand, so daß sie das Nashorn zwar für einen Moment umwarf, aber nicht endgültig erledigte. Es wurde sehr rasch wieder hoch, um uns von neuem anzunehmen, und kam wieder auf uns los. Ich hatte aber nun endlich meine 9,3-Doppelbüchse durch den Somali erhalten und gab unserm Gegner auf wenige Schritte die erste Kugel auf das Gehör, die zweite gut tief von vorn auf die Brust, worauf er sich zur Flucht wandte, nach kaum zehn Metern jedoch laut miefend zusammenbrach, ohne sich wieder aufrichten zu können.

Trotzdem hatte ich keine Zeit zu jubilieren, denn kaum hatte ich die zweite Doppelbüchse leer geschossen, da raste ein anderes, etwas schwächeres Nashorn, von dem wir bisher keine Ahnung hatten, von derselben Gegend, wo das erste gestanden hatte, aus einer Entfernung von auch nur

die Wahrscheinlichkeit, ihm auf diese Weise wirklich zum Opfer zu fallen, nur etwa der eines Blitzschlages gleichkommt.

Man soll niemals des Nachts allein oder ohne Licht gehen, und zur Warnung in dieser Beziehung möchte ich die folgende, kürzlich passierte, mir von glaubwürdiger Seite erzählte Geschichte mitteilen: „Zwei Weiße, welche einige hundert Meter von einem Dorfe lagerten, hörten des Nachts im Dorfe lautes Geschrei und Hilferufe, Löwen hatten die Schwarzen angefallen. Sie eilten mit Gewehren und Laternen herbei, und ein Askari beging den Leichtsinn, ihnen ohne Licht, wenn auch nur wenig, etwa fünfzig oder hundert Schritt, voranzulaufen. Da stießen die ihm folgenden Weißen plötzlich auf den am Boden liegenden Askari, welchen ein Löwe, ohne daß irgend ein Laut zu hören war, getötet hatte." Hätte der Mann sich nicht von den Laternen entfernt, so wäre das Malheur jedenfalls nicht passiert.

Man soll auch die gefährlichen Tiere, wenn man sie nicht gerade erlegen will, nicht zum Spaße in ihren Dickungen aufsuchen, sondern sich möglichst auf den freien Wegen halten. Sieht man sie, so muß man nur in größerer Entfernung und unter Wind vorbeigehen.

Wird man wirklich einmal bei Tage überraschend angenommen, so kann man sich fast immer vermittelst der Büchse in Sicherheit bringen, die man allerdings stets in allernächster Nähe schußfertig haben muß. In Bereitschaft sein ist alles. Bei Nacht kann man sich durch starke Feuer schützen, auch Raketenpatronen sollen in Gegenden, in denen die Elefanten besonders dreist sind, gute Dienste leisten, falls sie sich dem

Lager allzusehr nähern. Am meisten greift wohl das Nashorn ohne für uns erkennbare Veranlassung an. Wo es viele dieser Tiere gibt, muß man daher besonders auf der Hut sein. In einzelnen Gebieten sollen auch die Büffel die gleiche schlechte Eigenschaft haben, dort, wo ich jagte, waren sie aber sehr scheu.

Für den Jäger speziell wird die Hauptgefahr fast immer in nicht gleich tödlichen Schüssen und dem dann häufig sofortigen Angriff oder einer fatalen Nachsuche in dichtem Terrain liegen. Man soll daher die Stellen, welche man treffen muß, genau kennen und zumal dann, wenn das Gelände den Angriff des Wildes begünstigt, oder es gar z. B. durch den Wind weiß, wo man steht, nur schießen, wenn man seines Zieles einigermaßen sicher ist. Sehr wichtig ist, daß man eine Reservebüchse durch einen zuverlässigen Menschen getragen, stets dicht bei sich hat, damit man nicht nur auf wenige Schüsse angewiesen ist — auch der Mehrlademechanismus kann mal versagen. — Ist ein weißer und zuverlässiger Jäger in der Begleitung, so ist die Sache natürlich noch gemütlicher.

Daß auch eine recht schwere Büchse, welche den großen Vorteil bietet, daß sie auch den Dickhäuter wenigstens für einen Moment stoppt und den Schützen somit etwas Zeit gewinnen läßt, dieses große Wild nicht sogleich ganz außer Gefecht setzt, wenn man nicht die winzigen, absolut tödlichen Stellen trifft, habe ich ja selbst, bei meinem ersten Nashorn und auch in verschiedenen späteren Fällen noch, ausprobiert. Bei dem Nashorn ist die Stelle Tiefblatt, schwieriger

ist schon der Schuß auf das Gehör. Daß der Schuß auf den Hals auch sehr tödlich sein soll, hörte ich erst später von sehr sachverständiger Seite. Beim Elefanten ist es von der Seite der Gehöreingang oder ein wenig davon nach dem Auge zu, mißlicher schon von vorn der Rüsselansatz, ein wenig unterhalb der Augenlinie, oder Tiefblatt oder schließlich — besonders im Falle des Angenommenwerdens oder der Nachsuche — das Kniegelenk. Büffel und Löwe werden am besten Tiefblatt getroffen, nötigenfalls auch von vorn auf dieselbe Stelle.

Alle diese schönen Regeln sind nun aber natürlich leichter zu geben, als unter den vielfachen Schwierigkeiten, die sich ihnen entgegenstellen, wenn man Erfolg haben will, vom Jäger zu befolgen. Aber er wird sie nicht allzusehr außer acht lassen und nicht leichtsinnig werden dürfen, auch wenn ihm die Sache häufig geglückt ist, denn gerade hierin liegt eine besondere Gefahr. Das Benehmen des Wildes ist individuell so verschieden, daß man aus einzelnen Erfahrungen keine allgemeinen Schlüsse ziehen kann.

Die Neger werden allerdings noch häufig ein Opfer angreifender Tiere, besonders der Raubtiere. Bei ihnen ist die Sache eben eine ganz andere. Sie leben dauernd in der Wildnis, schlafen oft in kleiner Gesellschaft oder garmal allein im Freien, vergessen ein tüchtiges Feuer zu unterhalten, greifen auch bisweilen die Tiere mit ungenügenden Waffen an und denken, durch die lange Gewohnheit verführt, wenig an die Gefahr. Tötet der Löwe dann mal einen, so heißt es: ámri ja múngu, Gottes Wille, dagegen

ist nichts zu machen, und der nächste wird durch solche Erfahrungen nicht viel vorsichtiger.

30. und 31. Januar. Nachdem das Nashorn zur Strecke, sollte es nun zunächst auf Löwen gehen, und wir schlagen nach der kleinen Abzweigung der letzten Tage wieder die gerade Richtung auf den Ngorongoro-Kessel ein, da es dort und dahinter in der Serengetisteppe viel Löwen geben soll. Der sehr forcierte Marsch ging durch Steppen, wo wieder viel Wild stand, Zebras, Gnus, Hartebeeste, Petersgazellen, und die üblichen Fehlschüsse auf vierhundert Meter wurden wieder einmal abgegeben. Hier sah ich auch die ersten wirklich durch ihre Größe imponierenden Elefantenfährten, leider etwa vierzehn Tage alt, so daß eine Folge — die übliche Jagdart ist die Verfolgung einer frischen Fährte — nicht viel Aussicht bot.

Der Ngorongoro-Kessel, der größte Krater der Welt, etwa zwanzigtausend Hektar umfassend, der Rand etwa vier- bis fünfhundert Meter hohe, sehr schroff abfallende Berge, der Grund ganz ebenes Land, wurde am zweiten Tage erreicht. In ihm liegt die Farm meines Führers, des Herrn Siedentopf, und die seines Bruders, beide zusammen etwa zehntausend Hektar groß, schönes, zum Teil sogar kleewüchsiges Weideland. Nur etwas über fünfzig Hektar werden für eigenen Bedarf mit Weizen, Roggen, Gerste, Mais, Luzerne, Gemüse geackert. Der Rest des Kessels ist nur zum Teil noch Grassteppe, im übrigen Wasser, Schilfdickicht und Wald. Das Klima ist auf einer Höhe von eintausendsiebenhundertfünfzig Metern ganz gesund.

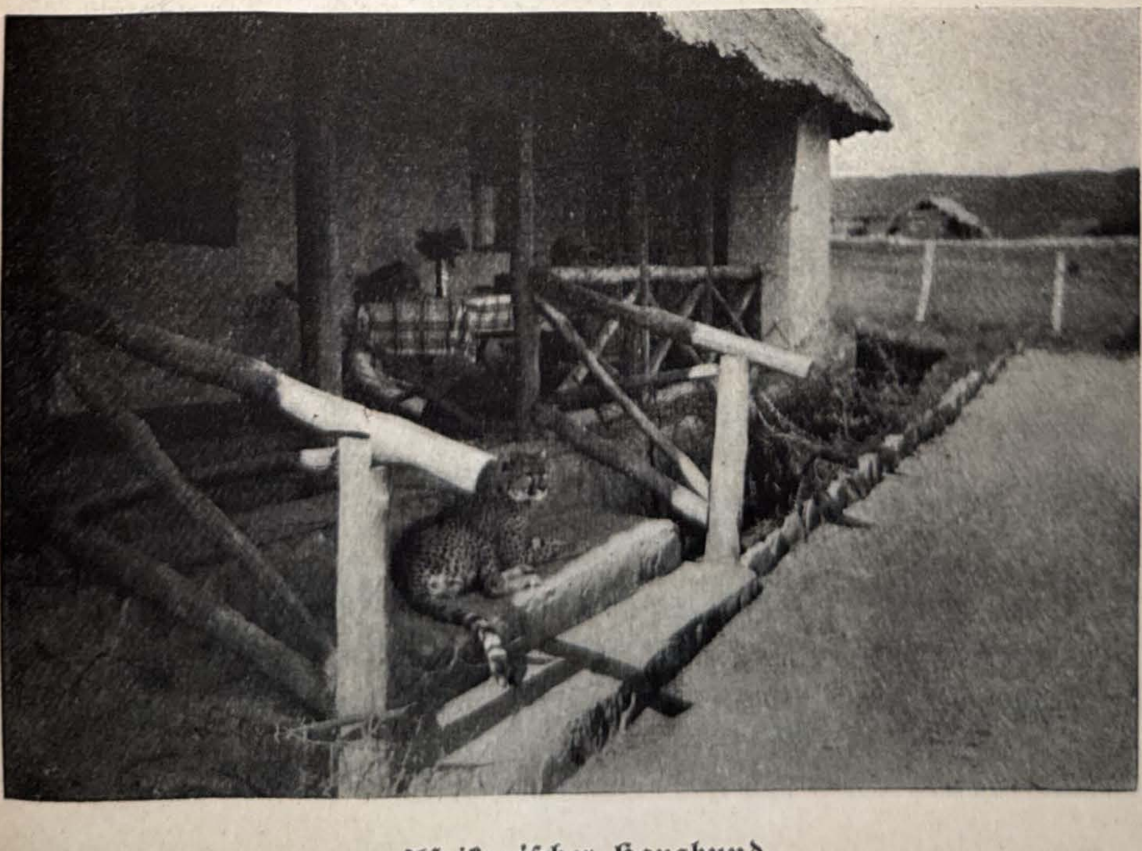
Der Regenfall, der ja überhaupt in Afrika örtlich sehr verschieden ist, beträgt im Kessel wie in den meisten Steppen nicht viel mehr als in Deutschland, also fünfhundertfünfzig bis achthundert Millimeter, während er an der Küste, an den großen Seen und in den Gebirgen eintausend bis zweitausend Millimeter erreicht.

Die Hauptsache ist hier natürlich die Viehhaltung. Die Zeburinder sind auf Leistung gezüchtet, auch wird mit deutschem Vieh gekreuzt. Verkauft werden Ochsen zum Zug, Fleischvieh und Butter. Die Rinder geben nur etwa ein bis zwei Liter Milch pro Tag, aber ausschließlich der Milch für die Kälber, welche bis zu dreiviertel Jahren saugen und wohl viel verbrauchen, auch ist die Milch sehr gehaltreich, sechs Prozent Fett. Bewundernswert ist, wie die Massai, geborene Viehzüchter, jede der Hunderte von Kühen bei Namen nennen und wissen, welches Kalb zu jeder Kuh gehört. Einheimische Schafe werden zwecks Erzielung einer guten Wolle mit Merinos aus Südafrika gekreuzt, die Erfolge sind vielversprechend. Auch eine ganze Menge Schweine werden gehalten, von denen hauptsächlich das Schmalz — ebenso wie die Butter in Tinns, Blechdosen — verwertet wird, auch sah ich schöne Pferde eigener Zucht. Zum Transport ist eine Herde Esel vorhanden, auch ist geplant, noch mit der Maultierzucht vorzugehen.

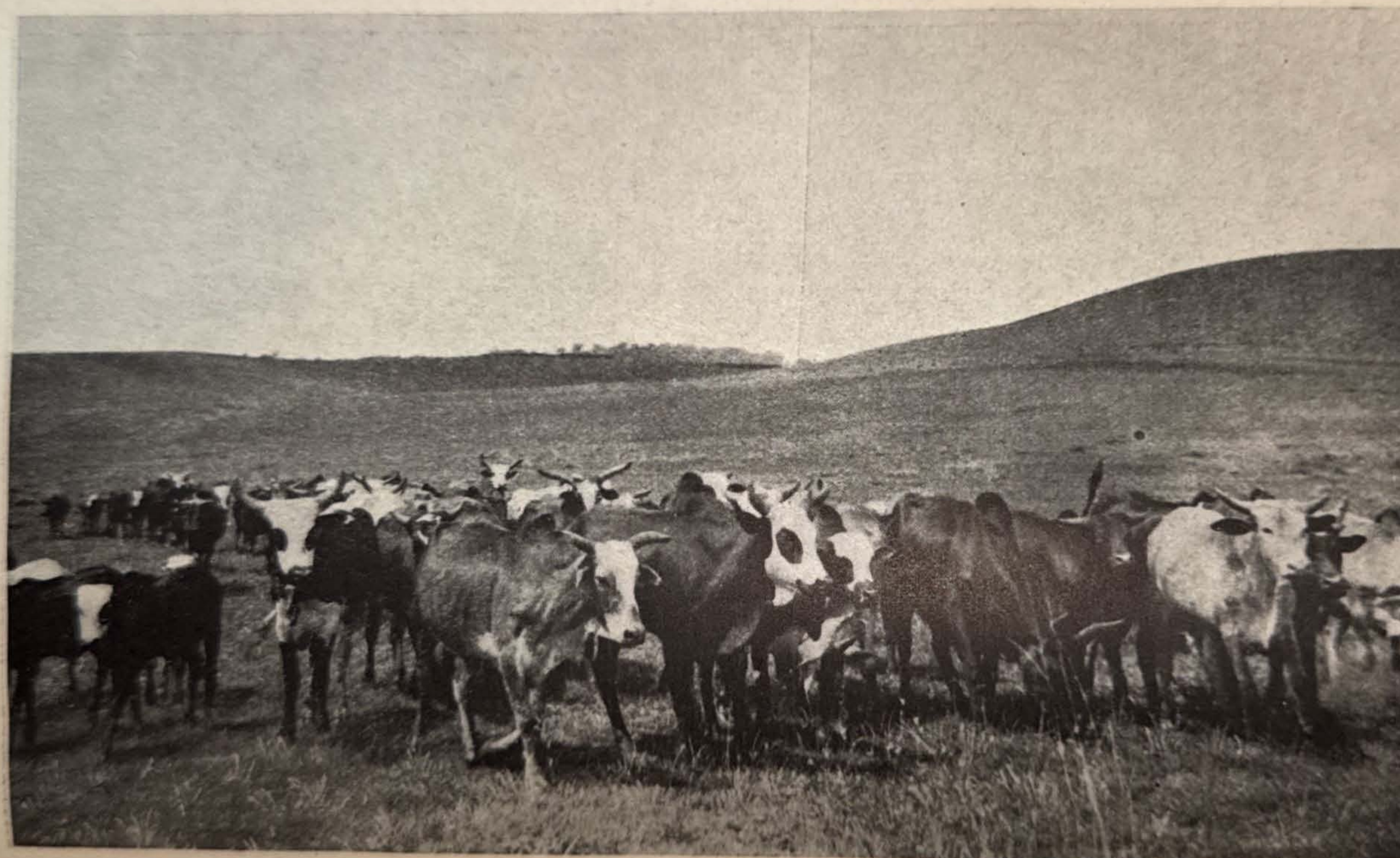
Der Absatz der Produkte ist natürlich nicht so ganz einfach. Noch jetzt fährt man bis zur Bahnstation — Moschi — mit Last zwei bis drei Wochen, welche Zeit allerdings bald durch die geplante Bahn nach Aruscha sehr erheblich abgekürzt werden wird.



Farmerhaus im Ngorongorokessel.



Afrikanischer Haushund.



Bos Zebu major.



Kreuzung von Ostfriesen mit Zebu-Rindern.



Eselherde.

Auch der Begriff des Eigentums — über dessen Vorteile unsere Sozis hier mal in die Schule gehen sollten — ist noch nicht so ganz festgestellt. Die schönen Viehherden in der einsamen Gegend reizen — unerlaubterweise — umherschweifende Massai aus dem deutschen Reservat oder auch aus dem englischen Gebiet zum Diebstahl und Raub; in früherer Zeit kam es dieserhalb zu größeren Scharmützeln, ein kleineres fand kürzlich noch mal statt. Das kriegerische Volk der Massai kann sich eben noch nicht so recht an die jetzigen friedlichen Zustände gewöhnen, man kann es verstehen, daß sie ihnen manchmal langweilig werden und sie ihrem ererbten Tatendrang mal Luft machen wollen. Es geht den Massai im übrigen sehr gut, da ihnen südlich der Nordbahn ein großes Reservat, in der Massaisteppe, angewiesen ist, welches kein Weißer, außer den Beamten, betreten darf, und wo sie machen können, was sie wollen. Sie leben dort als Nomaden und besitzen einen großen Reichtum an Vieh, Rindern, Schafen und Ziegen. Aber außerhalb dieses Reservats dürfen sie sich offiziell nicht sehen lassen; nur auf einzelnen Farmen, so auf denen im Ngorongoro-Kessel, ist eine Anzahl als Hirten und Viehwärter angesiedelt. Diese Leute stehen treu zu ihrem Herrn, sie sind auch hierin eine nette, sympathische und schneidige Gesellschaft. Sehenswert sind auch, aber nicht wegen ihrer Schönheit, sondern wegen ihrer originellen Aufmachung, die Weiber und die mehr als primitiven Hütten, in denen sie hausen. Wer sich näher über das interessante Volk unterrichten will, dem sei hier das Massai-Werk von M. Merker empfohlen.

Nachdem wir alles besichtigt und in der Farm des Bruders meines Führers gastliche Aufnahme gefunden hatten, durchquerten wir den Kessel in mehrstündigem Marsch. Ungeheuere Wildherden erfüllten ihn, ich zählte eine geschlossen vorbeigaloppierende Gnuherde von tausend Stück und schätze auch nach meinen späteren häufigeren Ritten im Kratergrund allein die Gnus auf etwa zehntausend Stück. Außerdem standen hier noch einige tausend Stück Peters- und Thomsongazellen, sowie die unvermeidlichen Zebras und an den Bergrändern auch Hartebeeste.

Dicht an der Farm fanden wir ein in der letzten Nacht von Löwen gerissenes Gnu. Die Löwen hatten es nicht ganz verzehrt, aber sie suchen es nicht wieder auf, da sie wissen, daß die Aasgeier im Laufe des Tages nichts davon übrig lassen.

Abends schlugen wir unsere Zelte in der Nähe der Farm meines Führers auf, um nun von hier aus auf Löwen zu jagen. Diese sind auch hier schon, wenn auch mal Ausnahmen vorkommen, zu Nachttieren geworden. Man jagt sie daher nur morgens und abends birschend, in der Hoffnung, daß sich mal einer etwas verspätet, zumal am Riß, bevor er sich in das Schilf- oder Walddickicht zurückzieht; eventuell auch unter Zuhilfenahme eines am Tage zuvor erlegten Stückes Wild — denn der Löwe nimmt das Luder gern an —, oder hoffend, daß einer abends mal schon früher bei Tageslicht auf die Steppe auf Raub herauszieht. Wenn alles dies nicht zum Ziele führt, muß man die Nacht zu Hilfe nehmen. Bei gutem Mondlicht setzt man sich auf einem Baum bei einem Luder mit

der Fernrohrbüchse an und wird in löwenreichen Revieren auf diese Weise am ersten Erfolg haben. Ganz so befriedigend ist das aber nicht, wie den Löwen zu ebener Erde auf der Birsche zu erlegen, und man wird den Ansitz nur dann anwenden, wenn man dem Raubwild eben durchaus nicht anders beikommen kann. Ich selbst habe diese Jagdart gar nicht erst versucht, spreche aber hier selbstverständlich nur vom Standpunkte des Sportjägers und nicht etwa des Kolonisten, der etwa durch Löwen belästigt wird. In letzterem Falle halte ich sogar die Falle für berechtigt. Treibjagden auf Löwen sind immer für die Treiber, namentlich in sehr dichtem Busch oder gar wie hier im Kessel im Schilf eine sehr mißliche Sache, und die Verantwortung, daß einer vom Löwen geschlagen wird, ist doch eine sehr große. In der trockenen Zeit, wo man vermittelst Feuer treiben kann, was sich wegen der Feuchtigkeit des Schilfes, während ich dort war, als unmöglich erwies, führen sie aber wohl häufig zum Erfolg.

1. und 2. Februar. Also auf Löwen! In der Nacht hatten wir, aber weit von uns, einen brüllen gehört, und ich ritt schon in der Dämmerung hinaus in die Steppe. Schattenhaft glitten die dunklen Gestalten der Gnus vorbei, die alten Bullen, welche gleich Vorposten vor die Herde vorgeschoben waren, grunzten warnend. Ist das etwa ein Löwe dort, der dunkle Punkt? Aber nein, der Massai würde ihn schon erkannt haben. Das Glas ist gar nicht erst nötig.

Dann stieg die Sonne herauf, und man bemerkte nun erst all' das Wild, das uns zu Tausenden umgab. Einige Hyänen standen dicht bei den Gnus, die gar keine Notiz von ihnen

6*

nahmen, aber dort nur drei der kleinen Wildhunde jagen hunderte von Gnus in die Flucht, die haben vor ihnen eine fürchterliche Angst. Übrigens soll selbst der Löwe mit einem Rudel Wildhunde nicht anbinden, er meidet die Gegend, wo sie jagen, und so war denn auf dieses edelste Wild heut keine Aussicht mehr. Auch die Wildhunde konnte ich nicht zu Schuß bekommen, aber ich schoß wenigstens eine Hyäne, einen der ansehnlichen Schabraken-Schakale, zur Entschuldigung sei es gesagt, auf afrikanische Steppendistanz, und einen Marabu — vorbei!

Diesen Vogel liebte ich schon lange wegen des schönen Verses, der da lautet:

„Es lebte einst in Afrika ein alter Marabu,
Der machte beinah' immerfort das eine Auge zu.
Und wenn ihm das mal über war, was tat der Marabu?
Er macht das eine Auge auf und macht das andre zu.
Das war ein großer Philosoph, der alte Marabu,
Denn wer zufrieden leben will, macht stets ein Auge zu!"

Aber auch wegen seiner herrlichen Stoßfedern hätte ich ihn gern bekommen; denn als Mitbringsel zur Zierde eines Damenhutes hätten sie sicherlich einen sehr guten Eindruck gemacht. Aber leider blieb die Liebe nur platonisch; denn ich bekam, nachdem ich diesen gefehlt hatte, späterhin keinen der philosophischen Vögel mehr zu Gesicht.

Damit die Chronik meiner Fehlschüsse den „lieben Leser" nun aber nicht allzu sehr in Erstaunen und Entrüstung versetzt, möchte ich hier mal bemerken, daß mir für ein wirklich wahrhaftes Bild einer solchen Jagdreise auch die Schilderung der

Mißerfolge unerläßlich erscheint. Ein erstklassiger Schütze hätte wohl mehr Erfolge gehabt, trotz der täuschenden dünnen Luft und der, wie gesagt, nicht genügenden Rasanz des Kalibers 9,3. Aber so ganz einfach ist die Sache eben nicht, die begleitenden Umstände sind doch häufig recht erschwerend. Wer's nicht glaubt, gehe nach Afrika und probiere es selbst, dann können wir uns vielleicht einigen.

Bei der Heimkehr vom Ritt erfreute mich, der ich durch die Schießerei doch etwas niedergedrückt war, das reiche Tierleben in der Nähe der Farm. Affen schwangen sich durch die Bäume, jung gefangene, aber nun schon ganz ausgewachsene, halbzahme Gnus und Gazellen trieben sich dicht bei unseren Zelten ganz frei herum. Es war ein Wunder, daß sie nicht mit ihren wildlebenden Brüdern fortzogen. Auf den Hügeln balzten Riesentrappen, von denen ein starker Hahn erlegt wurde. An den feuchten Stellen der Steppe, in der Nähe einiger flacher Seen, sah ich eine unglaubliche Menge von Sumpf- und Wasservögeln, Flamingos, Kuhreiher, deutsche und Edelreiher, die wunderbaren und gänzlich geschonten Kronenkraniche, sowie alle möglichen Enten, Möwen, Kiebitze und Glanzstare, auch Tausende von Störchen, meistens deutsche, aber auch andere Arten. Die Störche führen hier ein ebenso gemütliches Leben wie in Deutschland, da ihnen kein Mensch nachstellt, die Massai essen — aus religiösen Gründen — niemals Vögel, halten sogar keine Hühner. Überall dasselbe Bild: die Germanen verabscheuen seit ihrer Christianisierung das Pferdefleisch, die Semiten dürfen keine Schweine essen, Inder keine Rinder.

Gegen Abend schoß ich einen Gnubullen als Köder für die Löwen, verblendete ihn mit Rohr gegen die Aasgeier und schärfte den Leib auf, damit die Witterung weit hinzöge. Man hörte die Löwen auch in der Nacht tüchtig in dieser Gegend brüllen, und hoffnungsvoll birschte ich am nächsten Morgen ganz früh und vorsichtig an das Luder heran, aber vergebens, die Löwen hatten sich das Gnu zwar zum größten Teile einverleibt, sich aber vor Tagesanbruch in die nahen Schilfdickungen zurückgezogen, in welchen ihnen nicht beizukommen war. Auch kein Brüllen ließ sich mehr vernehmen, als es licht wurde. Es ist damit genau so, wie oft zur Brunftzeit mit den Hirschen. Sie verschweigen, wenn es Tag wird, und mit dem Herangehen an die Stelle, wo sie sich vernehmen ließen, ist auch nicht viel zu machen. Alles starke Wild ist durch die Erfahrung mit den Feuergewehren doch schon sehr vorsichtig geworden. Schon Busch sagt „der Löwe brüllt, wenn er nicht schweigt"; aber leider schweigt er meistens und des Tags fast immer. Nur in der Hauptranzzeit, hier im März, sollen sie sich mehr hören lassen.

Beim Heimritt markierte mein Maultier eine frische Löwenspur so überraschend und kräftig, daß mir ein Bügel ausriß und ich samt dem Sattel nach der anderen Seite herabglitt. Sie sind unleidlich scheu, die Maultiere, nur gut daß sie nicht so hoch sind.

An einem Tümpel trafen wir frische Flußpferd-Fährten, von ihnen selbst war aber nichts zu sehen. Für die Küche schoß ich daher als einzigen Trost eine Thomson-Gazelle, — zarte, elegante Tiere, etwa nur von Rehgröße.

Man muß sich, wenn man nicht unendliche Zeit hat, welche ja allerdings mit Ausdauer verbunden am sichersten zum Ziele gelangen läßt, nicht darauf verbeißen, ein bestimmtes Weidmannsheil von der launischen Diana erzwingen zu wollen. Ich beschloß daher nun, die Löwen zu verlassen und mich erst mal auf Büffel zu versuchen. Zu diesem Zweck verlegten wir unser Lager auf den Kraterrand, der sich hier gut fünfhundert Meter über den Grund erhob, hinauf, in die Nähe eines sehr dichten Bambuswaldes, in dem sich, wie aus frischen Fährten zu ersehen war, Büffel aufhielten. Das Gras war da, wo wir lagern mußten, sehr hoch, so daß wir es unter dem Zelt und einige Meter im Umkreise abschneiden ließen. Es ist doch angenehmer, dicht vor dem Zelt zu sehen, wohin man tritt, und Ungeziefer jeder Art hält man so vom Lager fern, denn es scheut sich, den ihm ungewohnten, kahlgeschnittenen Raum zu überschreiten. Damit das Regenwasser nicht in das Zelt strömte, erwies sich ein kleiner Graben auf der Bergseite als sehr praktisch.

Hier oben war die Tierwelt gleich eine ganz andere. Büffel und Nashorn spürten sich reichlich. Sonst aber sah man nur ganz vereinzelt Buschböcke und Hirschantilopen.

Der Anstand am Bambus, aus welchem die Büffel zur Äsung auf die davorliegenden Wiesen und Steppen austraten, war vergeblich, sie waren anscheinend zu heimlich und ließen sich bei Tage außerhalb des Waldes nicht blicken. Ich wurde aber durch einen Sonnenuntergang entschädigt,

wie ich ihn schöner noch nicht erlebt habe. Auf einem vor mir liegenden grünen, bis zu dreitausend Meter mit Bambus gleichmäßig bedeckten Berg lagerte, den Gipfel umschattend, eine einzelne, schneeweiße, wohl sechstausend Meter hoch aufsteigende Wolke, dort, wo sie, vom Berge nicht gedeckt, durch die untergehende Sonne beschienen wurde, vom mattesten Rosa bis zum tiefsten Rot aufleuchtend. Als Hintergrund ein tiefblauer Himmel, und das alles in der klaren Gebirgsluft der Tropen zum Greifen nahe! „Zum Augenblicke möcht ich sagen, verweile doch, du bist so schön", indessen die Sonne rückt und weicht nur zu bald. Wer das malen oder wenigstens mit einer farbigen Photographie festhalten könnte!

3. Februar. Als ich am Morgen den Waldrand abspürte und einigermaßen enttäuscht festgestellt hatte, daß die Büffel in der Nacht ausgetreten, aber schon vor Tage wieder eingewechselt waren, fiel uns auf einige Kilometer Entfernung ein dunkler Punkt in der Steppe auf, welcher sich bei näherem Zusehen als ein Nashorn erwies. Schleunigst gingen wir zur Attacke vor, da ich noch eins schießen durfte und ganz besonders gern, wegen des einen Schusses von S. beim ersten, allein eins erlegt hätte — ich jagte an diesem Tage nur mit dem einen Massai und den zwei Gewehrträgern.

Zunächst vergewisserten wir uns aus größerer Entfernung mit dem Glase, daß es erheblich stärker war als das erste und ein Bulle; denn nur in diesem Falle wollte ich schießen. Dann näherte ich mich unter gutem, wenn auch bisweilen

etwas schwankendem Winde dem inzwischen in ziemlich dichten Busch getretenen Dickhäuter. Es war ein ganz eigenartiges Gefühl, so über die freie Steppe auf den halbverdeckten Bullen loszugehen, und nach gemachter Erfahrung nahm ich schon ein gut Stück davon die eine Büchse selbst in die Hand, während ich den Somali mit der zweiten direkt neben mir gehen ließ. Aber alles ging gut, die Nashörner können eben so gut wie gar nicht äugen, und ich kam bis auf etwa fünfzig Meter heran, näher ging es nicht, da uns nun nur noch eine kleine Wiese trennte, in der ich das Ziel in dem hohen Gras nicht mehr gesehen haben würde. Da ich das Rhinozeros hier leidlich frei hatte, ich sah den ganzen Körper, außer Kopf und Hals, den Läufen und dem Wedel, und fürchtete, es könne sonst im Busch verschwinden, auch mir der Somali und der Massai versicherten, sie hätten genau gesehen, wo der Kopf sei, schoß ich, gut tiefhaltend, auf die Stelle, welche demnach das Blatt sein mußte, mit der schweren Büchse. Es knickte ein wenig ein, raste dann aber nach der Seite davon, wo eigentlich das Hinterteil hätte sein sollen. Offenbar hatte ich, durch meine Begleiter verführt, auf die Keule geschossen. Na, diese Untat war nun nicht mehr zu ändern, und ich gab meine zweite Kugel, wie ich annehme, ziemlich gut aufs Blatt ab. Aber es war unglaublich, was das Nashorn — bekanntlich fällt alles Wild, das erst mal einen schlechten Schuß bekommen hat, sehr schwer — vertragen konnte. Zunächst bekam es auf der Flucht nach einem etwa zweihundert Meter entfernten Dickicht noch einige Schüsse aus dem 9,3-Mehrlader, den

mir mein Somali diesmal sofort reichte, es markierte aber jeden Schuß nur durch einen kleinen Rumpler. Dann war einstweilen Schluß; denn der Bulle hatte sich in einen undurchdringlichen Dornbusch gesteckt, der in dem hier überhaupt sehr buschigen Terrain etwa einen halben Hektar geschlossen bedeckte. Was tun? Nach alter guter Jägersitte Zeit lassen. Ich nahm auf einem kleinen Hügel, der den Dornbusch beherrschte, auf etwa hundert Meter davon einen Beobachtungsposten ein in dem Glauben, daß der nun so vielfach getroffene Dickhäuter bald verenden würde, oder aber beim Verlassen des Busches von neuem beschossen und zur Strecke gebracht werden könne.

Der Massai konnte es nach einiger Zeit des Wartens nicht lassen, in allerdings achtungsvollem Abstande von dem Busch, mal nach der anderen Seite zu gehen, um festzustellen, ob von dort etwa mehr zu sehen sei. Aber plötzlich kam er in Karriere zurückgelaufen, er hatte gehört, wie der Bulle auf ihn zukam, und auch ich konnte bald von oben einen grauen Körper bemerken, der sich auf den Buschrand zu nach dem Massai hinbewegte. Der Bulle hatte Wind bekommen und wollte annehmen. Schnell zwei Kugeln aus der Holland darauf mit dem Erfolge, daß das Nashorn zusammenbrach, aber gleich wieder hoch und unsichtbar wurde. Es war also noch munter sowie zum Angriff geneigt, und wir paßten demzufolge mit dem Glase gut auf, wo sich ein verdächtiger grauer Fleck im Busch zeigte. Dann gab's Feuer. Dies wurde dem Dickhäuter bald ungemütlich, er verließ den dichten, vorhin erwähnten Busch und zog sich in etwas

lichteres Terrain nach der uns abgekehrten Seite. Hier war nun mehr Aussicht, zu einem guten Schuß heranzukommen. Mit der größten Vorsicht und gutem Winde heranbirschend — einmal, als der Wind im Gebüsch plötzlich schwankte, wurde uns die Sache etwas ungemütlich —, sahen wir endlich auf kaum zwanzig Schritt ein Stück von dem Bullen. Lange Zeit mußte ich dann noch unbeweglich warten, bis er mal etwas vortrat, so daß ich genau sehen konnte, wo das Blatt war, — denn einen zweifelhaften Schuß hätte ich in dieser Situation nicht abgegeben — und schnell zwei Schüsse aus der Doppelbüchse darauf setzen konnte. Aber das half, sofort verendend brach das Nashorn zusammen, und der Massai, der gleich gesehen hatte, daß es verendet war, sprang jubelnd und den Speer schwingend auf den endlich gefällten Gegner, auf dem er einen Freudentanz vollführte.

Vierzehn Schüsse hatte ich im ganzen abgegeben, und der Verdacht lag nahe, daß viele gar nicht oder doch sehr schlecht getroffen haben mußten. Aber dem war nicht so, es erwies sich, daß allein sieben Schüsse auf der einen Seite saßen, und zwar alle mitten auf dem Rumpf, keiner etwa in einem Lauf und keiner ein Streifschuß. Wieviele auf der anderen Seite saßen, konnten wir nicht feststellen, da es uns vieren trotz aller Anstrengung nicht gelang, den Körper umzuwenden, es werden wohl annähernd ebenso viele gewesen sein, einen solchen Kasten fehlt man nicht so leicht.

Ich bin der Meinung, daß die Nashörner im Gebirge ganz besonders viel vertragen, wie sie denn überhaupt einen

ganz anderen Eindruck machen wie das mir aus Jagdbüchern und Erzählungen bekannte Nashorn der heißen Ebenen. Letzteres soll doch meist sehr stumpfsinnig, träge und schwerfällig sein, während die von mir beobachteten sich sämtlich sehr munter und lebhaft zeigten.

Der zähe Bulle war aber auch ganz kapital, das vordere Horn maß in der Länge 77 Zentimeter, an Umfang unten 54 Zentimeter, das hintere Horn in der Länge 57 Zentimeter, unten 55 Zentimeter. Ich hoffe, damit bei der nächsten Geweihausstellung für Deutsch-Ost Ehre einzulegen. Die Länge von den Nüstern bis zur Wedelspitze betrug 4,10 Meter, wovon auf den Wedel nur 45 Zentimeter kamen. Die Höhe am Widerrist war 1,75 Meter.

Hiermit war nun Hahn in Ruh auf Nashörner, denn mehr als zwei darf man nicht schießen. Es ist auch vollkommen genug, um den Genuß dieser herrlichen Jagd kennen zu lernen. Aber als ob sie das wüßten, zeigte sich uns bald darauf auf einige Kilometer ein weiteres Nashorn, und am nächsten Tage sah ich noch eins. Auch zwei Servals, luchsähnliche, aber mehr wie Leoparden gezeichnete Räuber trafen wir hier, aber sie waren bereits flüchtig, so daß ich sie nur aus der Ferne bewundern konnte.

4. Februar. Da ich nun allmählich einsah, daß die Büffel hier ganz zu Nachttieren geworden waren, und nicht zu uns in das Freie kommen würden, versuchten wir jetzt, zu ihnen zu gelangen, indem wir — ultima ratio in solchen Fällen — einer frischen Fährte in den Bambuswald folgten. Dicht vor dem Bambus sahen wir einen Serval ganz gemütlich

auf fünfzig Schritt sitzen. Er duckte sich und ließ uns ruhig vorbei. So ist es immer, wenn man nicht schießen will, wie hier, um die Büffel nicht zu vergrämen, dann ist das scheuste Wild vertraut.

Natürlich war die Aussicht, im Walde an die Büffel zu kommen, nicht so sehr groß; denn man sah nur einige, stellenweise höchstens mal zwanzig Schritt weit, konnte sich doch nicht ganz ohne Laut bewegen und der Wind — meist ist es allerdings in solchem Dickicht windstill — konnte einem leicht auch einen Streich spielen. Das Nachbirschen auf der Fährte unter absolutem Schweigen war aber sehr spannend und reizvoll. Der Bambus war etwa zehn Meter hoch und der Schatten so dicht, das man ohne Tropenhut gehen konnte, was auch zur Vermeidung von Geräusch besser war. Voran ging wie ein Spürhund ein Massai, dann kam ich mit der gespannten Doppelbüchse, dann S. Lange Zeit glitten wir so möglichst lautlos dahin, nach den dunklen Körpern der Büffel ausspähend, aber auch auf eine plötzliche, hier unerwünschte Begegnung mit einem der Nashörner gefaßt, welche sich vielfach spürten. Aber der Wind, der böse Feind! Ein leiser Luftzug zog von uns zur Seite gerade dorthin, wo die Büffel, welche sich seitwärts ihres Einwechsels eingestellt hatten, für uns ganz unsichtbar, nur dreißig Schritt entfernt standen. Zuerst vernahmen wir ein leises Klappen, und selbst ich begriff sofort, daß dort ein Büffel, wahrscheinlich beim Aufstehen auf den Wind hin, mit dem Horn gegen eine Bambusstange gestoßen war, ein ähnlicher Laut, als ob man das Anstreichen des Geweihes des nahen Hirsches

an die Stämme vernimmt. Dann plötzlich ein lautes Geprassel im Bambus, donnerndes Hufgetrampel, die Schwarzen warfen sich nieder, um Platz für einen Schuß zu machen, ich riß die Büchse an die Backe, aber nichts war zu sehen, obwohl die Büffel nur zwanzig Schritt bei uns vorbeistürmten, und betrübt mußten wir umkehren.

Die Sache schien mir hiernach aussichtslos, und ich entschloß mich, wieder in den Kessel hinabzusteigen, hier noch einen Morgen den Löwen zu widmen und dann in die Serengetisteppe zu gehen, wo bessere Aussichten sein sollten, wozu ich aber so viel Zeit gebraucht haben würde, daß ich erst mit einem späteren Dampfer Mitte April wieder in Deutschland sein konnte, anstatt, wie mir eigentlich erwünscht, schon Ende März. Eine Wanderung durch die Serengeti erschien insofern noch von besonderem Reiz, als hier kürzlich ein deutscher Gelehrter, ein Dr. Reck, Menschen- und Tierknochen aus vorgeschichtlicher Zeit ausgegraben hat.

Einige liebenswürdige Kinder der Flora gaben mir vom Berge einen kleinen Abschiedsgruß mit auf den Weg, erstens Brennesseln, welche hier so bösartig sind, daß sie durch Lederhandschuhe und auch Beinkleider glatt durchstechen, und zweitens die Vergißmeinnicht. Sie gedeihen hier zu einer Üppigkeit, die man einfach als tropisch bezeichnen muß, und tragen überreichliche Früchte, welche sich wie Kletten an die Kleider hängen, es war eine stundenlange Beschäftigung für mich und meinen Boy, sie abzulesen. Sie machten ihrem Namen Ehre, man vergißt sie nicht so leicht.

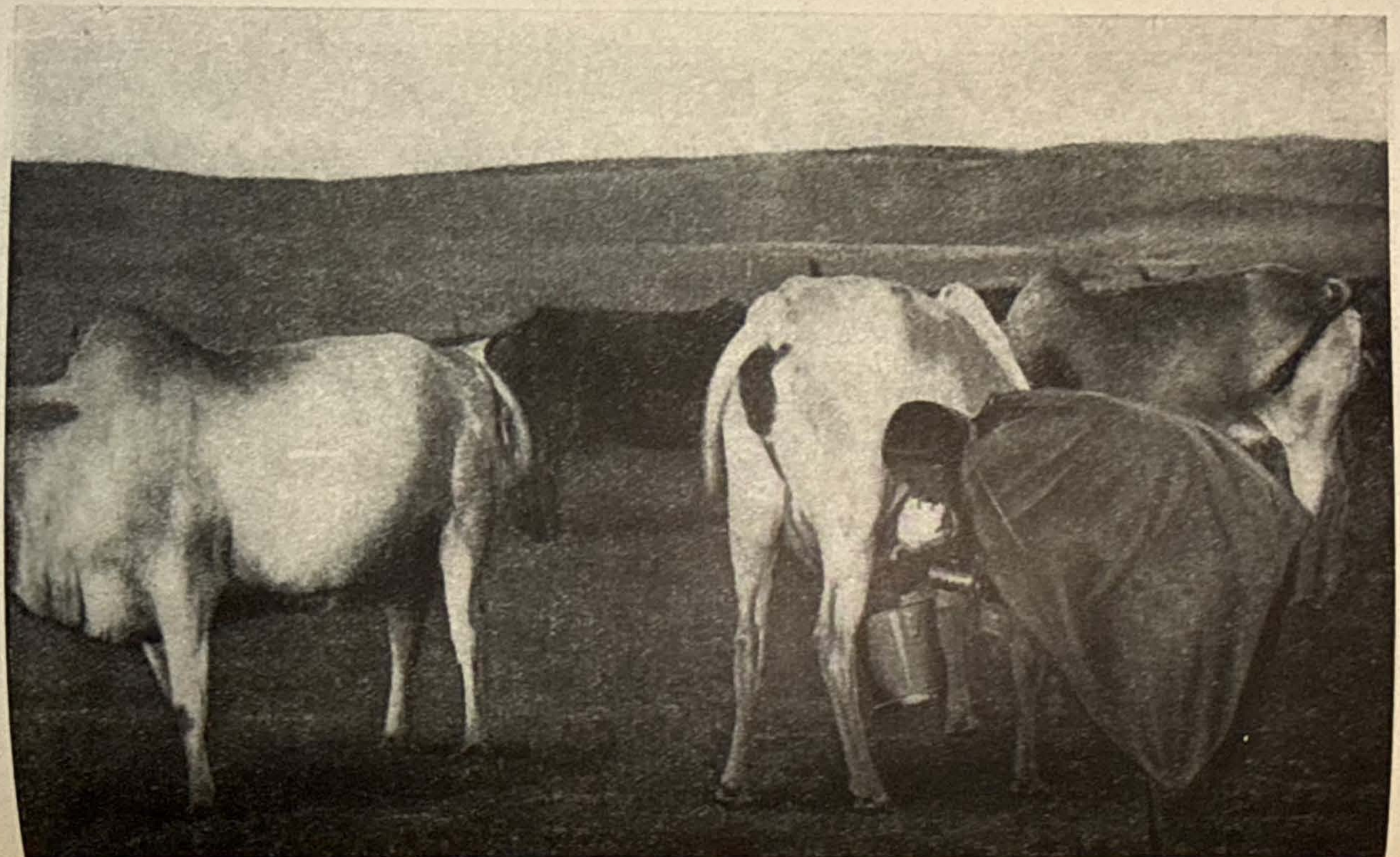
Auch im Kessel ward uns noch eine kleine Überraschung zuteil. Kaum hatten wir die Zelte aufgeschlagen, da brauste unter strömendem Regen, durch die Wolkenbildung schon angezeigt, ein Tornado heran, der uns fast die Zelte umgestürzt hätte. Mit aller Gewalt hielten wir mit unsern Schwarzen die Zeltstangen gegen den Wind und befestigten immer wieder trotz des strömenden Regens die sich losreißenden Haltleinen, bis sich der Sturm gebrochen.

5. Februar. Nochmals ein Morgenritt in die Steppe auf Löwen. Aufbruch bei Dunkelheit um einhalbfünf Uhr. Schon war es lange Tag, sieben Uhr, und die Hoffnung wieder einmal im Sinken, da ertönte von einem Massai das Zauberwort: Simba, Löwe! Auf etwa drei Kilometer Entfernung stand in der freien Steppe ein starker Mähnenlöwe und tat sich dann auf einem Hügel, von dem er weit Umschau halten konnte, nieder. Wir versuchten zunächst, ihn, durch eine Bodensenkung einigermaßen gedeckt, anzubirschen. Er hatte uns aber wohl schon früher bemerkt und empfahl sich, wenn auch langsam, in Richtung auf den die Steppe begrenzenden Busch am Kraterrande. Hierbei gelang es uns, ihm etwas mit den Maultieren zuvor- und auf etwa vierhundert Meter heranzukommen. Er bot ein majestätisches Bild trotziger Kraft, wie er mitten durch die Gnurudel langsam dahinschritt, die ihn, ohne flüchtig zu werden, auf hundert Schritt passieren ließen, wenn sie ihn auch stets im Auge behielten und den Kopf auf ihn zu wandten. Aber näher als auf vierhundert Meter ließ er uns nicht heran, nicht geschossen ist hier auch gefehlt,

und ich mußte es schon trotz der weiten Entfernung versuchen — natürlich vorbei! Mit dem beruhigenden Bewußtsein: also du hast den ersten Löwen, vielleicht den einzigen, den du zu sehen bekommst, gefehlt, sah ich ihn abgehen. Auch meine Suite war wohl nicht gerade rosig gestimmt, wenigstens äußerten die Massai: da läuft er nun fort, der immer unsere Rinder und Schafe reißt und wohl auch kürzlich das Pferd des Bana Siedentopf getötet hat. Aber wir gaben die Hoffnung noch nicht auf, bestiegen wieder die Maultiere und versuchten im Galopp, nur die Massai konnten einigermaßen folgen, den Löwen noch einmal in der Nähe des Buschrandes abzufassen. Einige Schluchten, die wir benutzen konnten, begünstigten dies und, wohl bevor unser Löwe darauf gefaßt war, langten wir in der Nähe des Waldrandes an und sprangen von den durch den scharfen Ritt reichlich außer Puste geratenen Mulis. In demselben Augenblick sahen wir vier Mähnenlöwen im Walde verschwinden, aber zum Glück noch nicht den unserigen, der kam gerade von der Steppe den Berg herauf mit einer Löwin, die er „wohl auf seinem Wege gefunden hatte" und die ihn etwas aufgehalten haben mochte. Wahrscheinlich war mein Löwe vorher von den andern beim Wettstreit um das ewig Weibliche abgeschlagen worden, und die Löwin hatte, wie oft, vertrauter als der Löwe, bei unserem Herannahen nicht so schnell Reißaus genommen, wie ihre vier Liebhaber. Auf vielleicht hundertundzwanzig Meter bekam ich den Löwen zu Gesicht, wie er gerade nach mir äugte, schoß mit der Büchse 9,3 etwas eilig und außer Atem zu kurz und zerschmetterte



Südafrikanische Merino-Schafe.



Schwarzer Schweizer.



Massai-Weiber und Hütten.



Familien der Massai.



Arbeiterwohnung. Volksstamm der Wanjamwesi.

ihm nur die Pranke unter dem Blatt. Die Löwin flüchtete, er machte, wütend brüllend, einige Sprünge zur Seite und drehte sich dann nach uns herum, wohl zweifelhaft, ob er annehmen solle. Es haben von den fünfundzwanzig Löwen, die S. erlegt hat, sieben auf einen schlechten Schuß hin sofort angenommen. Jetzt bekam er aber die zweite Kugel und ging darauf laut brummend ab nach dem nur hundert Schritt von ihm entfernten Bergdickicht, verfolgt von noch einigen Kugeln, die aber sämtlich fehlgingen, bis auf eine, die ausgerechnet — nicht sehr würdig — die Rute traf. Was war da zu machen? Wir beschlossen, einige Stunden zu warten, und mein Führer sandte Schwarze nach der Farm, Hunde zu holen, um die Nachsuche zu erleichtern. Da diese aber infolge der üblichen Bummelei unserer schwarzen Sendboten allzulange auf sich warten ließen, gingen wir schließlich, die gestochene Büchse am Kopf, die Massai halb hinter uns, halb zur Seite, doch in das Gebüsch hinein. Aber die Spannung sollte nicht lange dauern, bald schon deutete einer der Massai vorsichtig auf einen gelben Fleck am Boden, etwa zehn Schritt entfernt, welchem ich eilends eine Kugel verabfolgte. Laut schlug sie, einen Laufknochen treffend, ohne daß die gelbe Gefahr sich rührte, und sogleich gratulierte mir mein Begleiter zu meinem ersten Löwen. Er hatte richtig gesehen, da lag er, schon verendet. Ein prächtiger Mähnenlöwe, der König der Tiere, die ersehnteste Beute des Jägers. Die zweite Kugel, die ihm den Rest gegeben hatte, saß mitten darauf, Leberschuß. Der Löwe maß von der Nase bis zur Rutenspitze 2,78 Meter. Daß er kurz zuvor wahrscheinlich mit den vier

andern Ausreißern einen Kampf bestanden hatte, erwiesen die zahlreichen frischen Schmisse an seinem Schädel.

Das war eine Freude für mich, für S. und für unsere Schwarzen und wäre es wohl auch für die vielen Hunderte von Gnus, Zebras und Antilopen gewesen, welche nicht weit von uns standen, wenn man's ihnen hätte erzählen können. Gut photographieren konnte ich den Löwen leider nicht, da es heute dauernd regnete. Also streiften wir ihn, die Leute nahmen auch den Feist mit, als Schutzmittel gegen Tsetsefliegen für die Maultiere, und dann ging's in stolzem Zuge mit der Decke nach Hause, wo wir nach über zwölfstündiger Abwesenheit mit einem wahren Löwenhunger eintrafen, denn wir hatten darauf gerechnet, früh heimzukehren und kein Essen mitgenommen.

6. Februar. In den letzten acht Tagen hatte ich nun zwei Nashörner und einen Löwen erlegt, und es fehlten von dem erstrebten Wilde jetzt nur noch Büffel und Elefant. Ich gab daher den Marsch in die Serengetisteppe, welchen ich hauptsächlich der Löwen wegen geplant hatte, auf, und zog zunächst wieder nach einer anderen Seite des Kraterrandes auf Büffel aus.

Wir lagerten an einem Schilfsee, wo wir nachts Löwen und Flußpferde brüllen hörten. Ich schoß abends eine Petersgazelle vorbei und erlegte ein Hartebeest, leider eine Kuh. Mein Somali, ich sah über den Berg nur Kopf und Vorderteil, hatte mir versichert, es sei ein guter Bulle! Wieder einmal ein Beweis für die Unzuverlässigkeit der Neger, denen es nur auf „Fleisch" ankommt.

Nachts hatte ich die Freude, die Siafu kennen zu lernen, große, sehr unangenehm beißende Ameisen. Glücklicherweise hatten sich diese zuerst an die Maultiere gemacht, welche wild wurden und schleunigst in einen andern Dornzaun gebracht werden mußten. Von den Zelten und überhaupt weiterem Vordringen hielten wir sie erfolgreich zurück durch einen kleinen Schutzstreifen von Asche und Knochenköder. Auf diesen sammelten sie sich zu vielen Tausenden, um die Fleischreste abzunagen, und die Asche konnten sie nicht passieren.

7. Februar. Die Löwen waren, wie gewöhnlich gegen Morgen, verstummt und, soviel wir auch die Steppe mit dem Glase absuchten, nicht zu sehen. Aber eine Menge, wohl hundert Aasgeier und einige Adler zeigten uns an, wo sie ihr Mahl gehalten hatten. Wir ritten heran und fanden ein frisch von den Löwen gerissenes Gnu, in dessen Nähe Aasgeier und Hyänen herumschwärmten, ein Zeichen, daß die Löwen noch dicht in der Nähe waren, denn weder Geier noch Hyänen wagten sich ganz an den Raub heran. Wie vorsichtig die Löwen sind, sah man hier recht deutlich. Sie hatten das Gnu von der freien Steppe an großes dichtes Schilf herangeschleppt, fußtief ins Wasser, um die Dickung beim Fraß unmittelbar neben sich zu haben. Nur die Knochen waren noch übrig, und da in dieser Gegend — im Kessel — wohl zwei bis drei Rotten von Löwen ihr Wesen treiben, welche ziemlich jede Nacht ein Gnu oder Zebra oder ähnliches größeres Wild reißen und verzehren, kann man die Menge der hier von den Löwen jährlich geschlagenen Tiere

wohl auf tausend beziffern. Es herrscht eben noch uneingeschränkt das Recht des Stärkeren, oder besser dessen, der seine Stärke zu gebrauchen weiß. Den Gnus fehlt es nur an „Organisation"!

Das war also nichts, es gelang uns auch nicht, die Hyänen zu Schuß zu bekommen, welche ein Gazellenkalb in der Steppe hetzten. Ich war bisher der Meinung, daß die Hyäne im allgemeinen nur Aas nimmt, sah aber hier zu meinem Staunen, daß sie sich auch nicht scheut, lebendes Wild anzugreifen, noch dazu am hellen Tage um acht Uhr morgens.

Nachdem ich dann noch einen Edelreiher gefehlt hatte, schoß ich, hauptsächlich zum Essen für uns, einen schwachen Gnubullen, der erst bei dem fünften 9,3-Treffer fiel — die Zähigkeit des afrikanischen Wildes ist häufig fabelhaft —, und einen guten Petersgazellenbock, aus Versehen dabei auch noch eine Ricke. Wir waren also wieder einmal mit Wildbret versorgt. Aber trotzdem — die Mordgier und Rücksichtslosigkeit der Neger gegen Tiere ist ekelhaft — konnten unsere Begleiter es nicht lassen, ein junges Antilopenkitz lebendig zu fangen, welches sie an einem Lauf herangeschleppt brachten. Wir jagten es ihnen natürlich schleunigst wieder ab und ließen es frei.

8. Februar. Morgens saß eine sehr starke alte Hyäne im Eisen, welches wir auf Leoparden gestellt hatten. Die Leoparden sind so scheu und dabei in ihrer Mordlust für das Wild und besonders zahmes Getier so schädlich, daß ich es für absolut weidgerecht halte, sie in der Falle zu fangen. Übrigens soll das Herangehen an einen in der Falle sitzenden

Leoparden, namentlich in unübersichtlichem Terrain, sehr gefährlich sein. Die Hyäne wurde durch einen Schuß erledigt und liegen gelassen, da man sie in keiner Weise verwenden kann. Nur mein Somali war anderer Meinung, er schnitt sich ein Stück Decke ab und bat es sich als Reliquie aus. Es soll ein guter Zauber gegen Fieber sein, Hyänendecke ins Feuer zu legen und den Dampf einzuatmen! Man staunt, aber wir haben eigentlich wenig Veranlassung, uns so sehr erhaben über solchen Unsinn zu dünken. Welch fürchterlicher Aberglaube herrscht im zwanzigsten Jahrhundert noch bei uns in Europa. Ganz besonders in den Großstädten, welche die „Intelligenz" des Landes darstellen wollen.

Dann ritten wir noch einmal über die Steppe und sahen wieder eine unglaubliche Menge Gnus, Zebras und Gazellen, viele Tausende mit einem Blick; man ritt stundenlang, rechts und links neben sich in zweihundert bis fünfhundert Meter Entfernung stets Wild sehend. Ich erlegte der Leute wegen, da wir jetzt im Urwald jagen wollten und längere Zeit kein Wildbret mehr beschaffen konnten, einen Petersgazellenbock.

Dann ging es wohl vier- bis fünfhundert Meter hinauf in einen einsamen Urwald, wo hauptsächlich Büffel und Elefanten stehen sollten, sonst aber nur Nashörner und ganz wenig Kleinwild. Wir schlugen unser Lager auf einer sehr schönen Waldwiese auf, und sorgsam ward jeder Lärm vermieden, da die Büffel leicht zu vergrämen sind. Kaum standen die Zelte, da setzte auch der tägliche Regen schon wieder ein — Trockenzeit! Zum Abend bestellten wir uns einen tüchtigen Tee mit Rum, ostpreußisches Maiwetter!

Büffel waren aber da, man fand viele Fährten von ihnen und auch von Nashörnern, die Massai bekamen eins dieser netten Tierchen zu Gesicht. Ihr zahlreiches Vorkommen hier war uns nicht gerade angenehm; denn in ihrem Stumpfsinn können sie in dem sehr dichten, wenig durchsichtigen Gelände bei der Jagd fatal werden, und es sind auch Fälle vorgekommen, daß sie ins Lager gestürmt sind. Zur Vorsicht stellten wir unsere Büchsen abends schußfertig bereit. Auf Büffelanstand sah ich eine Hyäne auf fünfzig Schritt breit vor mir stehen; schade, sonst hätte ich gern noch eine dieser Bestien aus der Welt geschafft.

Auch am 9. Februar waren wieder keine Büffel bei Tage zu sehen, trotz der vielen Fährten von der Nacht. Wir bauten daher, es war Vollmond und eine klare Nacht stand in Aussicht, einen Hochsitz auf einem Baum, in dessen Nähe wir viele Fährten fanden, und gegen Abend baumte ich auf, während sich mein Gefolge in das eine halbe Stunde entfernte Lager zurückzog. Solch eine ganz einsame Nacht in der Wildnis ist von großem Reiz, und ich kann jedem Afrikajäger empfehlen, ihn sich nicht entgehen zu lassen. Pünktlich um sechs Uhr versank die Sonne. Allmählich verstummten die Vögel und auch die Bienen, welche in meinem großen Baum irgendwo ihr Heim hatten, kehrten zur Nachtruhe dorthin zurück. Dann setzte der Sang der Grillen ein, Hyänen heulten und allerhand mir unbekannte Stimmen der Nachttiere ließen sich hören. Um neun Uhr traten auch richtig, aber anderwärts, die Büffel aus. Ich vernahm das Brechen im Walde und das kurze Brummen

des heimlichen Wildes, aber der Knalleffekt blieb aus, sie zogen nicht zu mir heran, alles ward wieder still, und die letzten der dreizehn Stunden auf meinem Baum wurden mir nicht ganz leicht, da sich gar nichts weiter ereignete.

Auch eine Folge in den Urwald erklärten die Massai, die mich morgens abholten, für zwecklos, da der Wald zu dicht sei. Also fort! Keine Zeit weiter hier vergeudet, zumal inzwischen nicht sehr alte Elefantenfährten von danach ausgesandten Spähern einige Tage von hier gemeldet waren. Vielleicht klappte es dort besser.

Am 10. und 11. Februar marschierten wir zunächst am Kraterrand entlang, dann über einen dreitausendzweihundert Meter hohen Berg ohne Weg und Steg, höchstens einmal einem gerade passenden Nashorn- oder Elefantenpfade folgend. Die Massai töteten hinter mir, ich war dicht daran vorüber, eine ziemlich große Schlange, wohl eine Puffotter. Ich hatte sie gar nicht gesehen und verzichtete auch des weiteren darauf; denn Schlangen sind mir widerlich.

Übrigens ist die Gefahr des Schlangenbisses nicht groß. Ich sprach zufällig einmal darüber mit drei alten Afrikanern, keiner hatte es je erlebt, daß ein Neger von einer Schlange getötet worden war, und der Weiße kann sich doch viel besser schützen als diese. Er kann es meist vermeiden, ohne starke Stiefel und Ledergamaschen ins Gras oder Dickicht zu gehen. Meistens, wenn auch natürlich nicht immer, gehen Neger vor ihm her, die die Schlangen eher sehen. Auch ist man keineswegs verloren, wenn man trotzdem einmal gebissen wird. Die nötigen Mittel zum Ausschneiden und

Ausbeizen, sowie eine tüchtige Portion Kognak zur Belebung der Herztätigkeit führt man am besten stets bei sich. Ich hatte diese Sachen nur immer bei der Karawane, halte es aber selbst nicht für ganz richtig, da kostbare Zeit dadurch verloren gehen kann. Außerdem sind die Schlangen bis auf eine, die sogenannte Speischlange, nicht agressiv und beißen nur, wenn sie in Not oder getreten sind. Besonders die Riesenschlange, welche ziemlich häufig ist, soll für Menschen fast ungefährlich sein.

An Wild sahen wir nur einige Elen. Ich kam aber dann, wenn ich schießen wollte, nicht heran.

Die Nacht zum 12. Februar war die kälteste, welche ich in Afrika erlebte. Die Zelte waren ganz weiß vom Reif, mein Thermometer zeigte 0°. Am Tage aber brannte die Sonne hier im Gebirge so, daß ich mich im Gesicht und an den Händen vollkommen häutete, und mir schließlich noch einen besonderen Nackenschutz an den Tropenhut konstruierte, um den breiten Rückenschirm des Hutes nach vorn setzen zu können; zur Nachahmung mitgeteilt!

Der Weg war heute, wie in den letzten Tagen meistens, fürchterlich. Mühsam kämpften wir uns wieder durch manches Dickicht hindurch. Die Maultiere mußten geführt werden. Wir krochen, oft halbgebückt, mit der Büchse in der Hand wegen sich vielfach spürender, glücklicherweise aber gerade abwesender Nashörner durch das Gebüsch. Am schlimmsten ist der Salbei, der zu solcher Üppigkeit gedeiht und mit seinen harten Stengeln, über mannshoch, so ineinander verfilzt ist, daß man ohne die Wechsel der Dickhäuter die Gegend

überhaupt nicht passieren könnte oder sich zum mindesten erst mit dem Buschmesser Bahn schlagen müßte.

Aber nun endlich machten wir die gemeldete Fährte der Elefanten doch aus. Es war Hoffnung vorhanden, daß sie sich noch in dem auf den Salbei bergabwärts folgenden Urwald aufhielten. Sie kommen in diese Gegend oft vor der großen Regenzeit und nehmen hier salzhaltige Erde auf, gebrauchen also eine Art Karlsbader Frühjahrskur!

Sorgsam prüften die Späher jede unseren Pfad kreuzende Fährte, denn natürlich folgt man immer der frischeren, wenn man eine solche beim Verfolgen einer älteren Fährte antrifft. Da plötzlich großes Schauri, eifrige Beratung, der voraufgehenden drei Massai, welche sich bei der Elefantenjagd wieder einmal glänzend bewährten. Sie hatten eine Fährte von der letzten Nacht im hohen Grase entdeckt. Also vorwärts auf der neuen Fährte, welcher sie so sicher und schnell folgten, daß wir unser gewöhnliches Marschtempo ruhig beibehalten konnten. Zunächst ging's hinunter zum Wasser, und hier im feuchten Boden lasen die Massai die Fährte wie ein Buch. Ein starker Elefant war an der Tränke gewesen — „Gemütlich geht er zur Oase und trinkt vermittels seiner Nase" — und dann zurück auf den Berg nach dem Hochwald zu gezogen, und zwar war das in der Nacht, wahrscheinlich gegen Morgen. Wir folgten nach rückwärts bergauf, ließen nach kurzer Zeit, da die Fährte doch sehr frisch erschien, die Reittiere und die Safari zurück, welche, wenn es ihr auch schwer fiel, Schweigen beobachten mußte, und gingen allein, nur mit den Massai und Gewehrträgern, vor.

Hierbei kreuzte unsern Weg auf zwanzig Schritt von uns ein sehr starker Löwe mit ganz schwarzer Mähne, der aber sofort in der undurchdringlichen Dickung wieder untertauchte. Ich wußte nicht, sollte ich mich ärgern, daß ich ihn nicht zu Schuß bekommen hatte, oder mich freuen, daß ich dadurch nicht verführt wurde, mir den Elefanten zu vergrämen. Leise auf der Fährte des letzteren weiter birschend, mochten wir wohl erst tausend Meter von der Safari entfernt sein, da kam uns ein Neger nachgelaufen und meldete, daß bei der Karawane ein Elefant vorbeizöge. Schleunigst eilten wir zurück und hörten, daß dieser, offenbar ohne etwas von uns zu ahnen, in den Hochwald getreten sei. Es war offenbar derselbe, dem wir gefolgt waren, und ein ganz gerissener Bursche. Gegen den Wind war er morgens vom Wasser fortgezogen, dann aber ins Dickicht geschwenkt und nun mit dem Winde in seinen Tagesstand im Urwald getreten, wohl wissend, daß ihm von rückwärts her auf seiner Fährte am ersten Gefahr droht.

Nun wieder großes Schauri sämtlicher Sachverständigen. Der Fährte folgen konnten wir nicht wegen des Windes, und den Elefanten direkt im Hochwald unter Wind anzugehen, war auch sehr mißlich, da der Luftzug, wie oft in den Bergen, schwankte. Wir einigten uns, die Safari fortzuschicken, damit der unvermeidliche Lärm uns nicht verriete, und zu warten, bis der Elefant nachmittags wieder in der Richtung nach dem Wasser auf die vor uns liegende, etwas übersichtlichere, meist nur mit Büschen bestandene Fläche austreten würde oder der Wind nachmittags vielleicht be-

ständiger wäre, so daß wir direkt auf den Einsiedler losgehen konnten. Ein einzelner Elefant ist, nebenbei bemerkt, immer schwerer anzugehen als eine Herde; denn letztere achtet nicht auf das Geräusch des sich nähernden Jägers, da sie glaubt, es verursache einer der ihrigen den Lärm.

Demzufolge entfernte sich S. mit der Safari, um das Lager in einiger Entfernung aufschlagen zu lassen, er meinte auch, daß er immer noch geholt werden könnte, wenn der Elefant austräte, weil dies erst spät nachmittags und nur ganz langsam geschehen würde, und ließ zu diesem Zweck einen Boten bei mir zurück. Ich aber konnte mich von der verlockenden Gegend nicht trennen, wollte, und wenn es noch so lange dauerte, mit den Massai meinen Elefanten bewachen. Diese behaupteten, daß er vorn im Hochwald stehen geblieben sei, denn man höre ihn Zweige brechen, und versicherten, daß er gegen Abend wieder austreten würde. Auch wollte ihn einer, der auf einen Baum geklettert war, gesehen haben.

So lagen wir wohl fünf Stunden lang auf Wache vor dem etwa fünfhundert Meter entfernten Hochwald. Da auf einmal wurden die Kerle aufgeregt. Der sonst so ruhige alte Lemunge, ein Massai, den wir wegen seiner Kenntnis der hiesigen Gegend und der Elefanten noch von der Farm mitgenommen hatten, sprang aufgeregt umher, zeigte und sprach auf mich ein. Offenbar hatten sie den Elefanten gesehen. Und wahrhaftig, da kam ein brauner Körper — die Dickhäuter suhlen sich gern und sehen dann aus, wie der braune Schlamm — aus dem Walde hervor in den vor uns liegenden Busch, der für Menschen zwar schlecht passierbar war und,

oft über zwei bis drei Meter hoch, gar keine Übersicht gewährte, aber aus größerer Entfernung den Elefanten doch gut herausragen ließ.

Schnell eilten wir noch einige hundert Meter seitlich vor, um in gutem Wind in die Richtung zu gelangen, welche der Elefant anscheinend einschlug. Dort hatten wir einen ganz hübschen Ausblick bei leidlicher Deckung im hohen Grase, und wieder einmal hatten die Massai richtig gerechnet; denn aus einer ihn bisher verdeckenden, zwischen ihm und uns liegenden Waldinsel tauchte bald der gewaltige Kopf mit den riesigen, helleuchtenden Zähnen auf etwa zweihundert Meter vor mir auf. Die Schwarzen wurden ganz wild bei diesem Anblick, immer wieder mußte ich sie zur Ruhe mahnen. Der Wind war gut. Ich hatte also Zeit, zu warten, ob der braune Riese nicht noch näher kommen wollte und beschloß, erst dann, wenn er die Richtung auf mich verlassen sollte, drauf loszugehen. Daß es ein starker Bulle war, bestätigte auch S., welcher in diesem Augenblick richtig noch durch seinen Schnelläufer herbeigeholt, — seit dem Erscheinen des Elefanten mochte eine Stunde verflossen sein — vorsichtig herankam.

Aber vorläufig hatten wir noch Zeit: wohl noch eine Viertelstunde konnten wir das seltene Wild beobachten, wie es äste, Zweige brach und verzehrte. Mehrmals kam es uns dabei in der Waldinsel wieder außer Sicht, so daß ich jedesmal in die größte Angst versetzt wurde, es könne ungesehen abziehen. Da auf einmal noch ein zweiter brauner Körper! Wo er hergekommen war, blieb uns allen ein Rätsel, viel-

leicht hatte er schon lange in dem Wäldchen gestanden. Wir sprachen ihn ebenfalls als Bullen an, aber als ein wenig schwächer, und konnten auch ihn noch einige Minuten beobachten; ein großartiges, stets in der Erinnerung fortlebendes Bild, das gewaltigste Wild der Welt in seinem Heim.

Aber dann ward's ernst. Der Starke wechselte direkt auf mich zu. Als er auf fünfzig Meter einmal den Kopf zur Seite nahm, so daß ich diesen breit hatte, riet mir S., zu schießen, man trifft das Gehirn besser von der Seite als von vorn. Ich hatte mir vorgenommen, erst eine Kugel 9,3 auf den Gehöreingang zu setzen, dann die zwei Kugeln Kaliber 450, und endlich wieder Kaliber 9,3. Nun ist aber der richtige Treffpunkt gar nicht so leicht zu sehen. Ich habe eine etwa zwanzig Zentimeter tiefer liegende Hautfalte für den Gehöreingang gehalten, schoß infolgedessen ein wenig zu tief und traf nicht ganz genau den sofort ödlichen Punkt. Immerhin saß der Schuß wohl nicht schlecht; denn der Bulle warf sich sofort herum, auf den kleinen Wald, seine nächste Deckung, zu. Aber er kam nicht weit. Die erste Kugel der Doppelbüchse traf ihn gut tief Blatt, und kaum zwanzig Meter vom Anschuß brach er auf die zweite zusammen. Man sah den Sitz der Kugel immer genau durch das Aufstäuben des Schlammes an dem Körper auf dem Einschuß. Noch ein paarmal schien er wieder hoch werden zu wollen, aber schnell heranlaufend gab ich ihm einige Fangschüsse auf den Kopf, so daß er rasch verendete.

Der zweite Elefant, der nicht näher als auf etwa hundert Meter herangekommen war, war beim ersten Schuß sofort geflüchtet, vielleicht kannte er die Sache schon.

Nun herrschte großer Jubel. Von allen Seiten wurde der Bulle, besonders die Zähne, besichtigt. Das war ein gewaltiger Kerl, wenn auch wohl gerade nichts Besonderes, meinen Ansprüchen reichlich genügend. Seine Höhe betrug über 2,85 Meter, die Länge von der Rüsselspitze bis zum Ende des Wedels 6,70 Meter. Die Länge der Zähne 1,59 Meter, wovon 1,10 Meter hervorstanden, Umfang 31 Zentimeter. — Reisen bildet: Ich lernte bei dieser Besichtigung, daß der afrikanische Elefant vorn meist vier Hufe besitzt, hinten nur drei, und daß auch der Bulle vorn an der Brust, zwischen den Vorderläufen, zwei kleine Saugwarzen hat.

Mir sagte einst ein sehr erfahrener Weidmann: Sie schießen keinen zweiten Elefanten, wenn Sie einen haben; und ich gab ihm insofern Recht, als ich an dem einen genug hatte, ganz abgesehen davon, daß ich ja nicht mehr schießen durfte. Aber ich fand das Gefühl, e i n e n gestreckt zu haben, doch nicht übel und möchte es in meinen Erinnerungen nicht missen. Auch die Schwarzen strahlten und gratulierten, bei der Heimkehr selbst die Träger und die Boys, welche noch keinen Elefanten gesehen hatten und sehr gespannt darauf waren, ihn in Augenschein zu nehmen. Das aber mußte ebenso wie das Bergen der Trophäen auf den nächsten Morgen verschoben werden. Vor allen Dingen wurde abends erst einmal ein Siegesfest gefeiert. — „Freude war in Trojas Hallen, als die hohe Feste fiel.“

13. Februar. Den ganzen nächsten Tag hatten wir zu tun, die Zähne auszubrechen und die Pfötchen abzuschneiden, welche als Stockständer, Papierkorb oder Weinkühler zurecht gemacht eine sehr imposante Trophäe abgeben. Der Nerv der Zähne war gegen zwei Fuß lang und am oberen Ende so stark wie ein Männerarm. Was müssen da für Zahnschmerzen 'reingehen! Ein Feinschmecker sicherte sich sofort das leckere Stück, wie denn überhaupt das Mahl in der üblichen Weise sofort begann und unglaubliche Mengen von den Schwarzen vertilgt wurden, ohne daß man übrigens gemerkt hätte, daß dies der Masse des Elefanten erheblichen Eintrag tat. Schade, daß wir zwei Tagemärsche von jedem menschlichen Wohnort entfernt waren, so daß diesmal ganz ausnahmsweise das Wildbret nicht verwertet werden konnte.

Auch der Leib des Elefanten wurde geöffnet, oder vielmehr er besorgte dies zum größten Teil selbst, nachdem die Haut durchschnitten war. Knallend schoß der wenig angenehm duftende Inhalt hervor, nicht zur Freude der Betroffenen, einiger Neger, welche allzu neugierig im Vordertreffen standen. Wir hofften, durch die Reste des Elefanten und die Witterung noch einen Löwen, vielleicht den schwarzmähnigen vom Tage zuvor, anzulocken und am nächsten Morgen zu erwischen.

Leider war es uns nicht möglich, den Elefanten auf die andere Seite zu drehen, wo die sämtlichen drei ersten Kugeln saßen, deren Sitz wir somit nicht genau feststellen konnten, er war, wie fast immer das Wild, auf die Seite der Einschüsse gestürzt, und zu dreißig Mann bemühten wir uns vergeblich, ihn herumzurollen.

14. Februar. Morgens vor Sonnenaufgang birschte ich zum Elefanten in der Hoffnung, einen Löwen am Luder zu finden. Hierbei stießen wir nicht weiter als fünfzig Schritte von meinem Zelt entfernt auf eine ganz frische Elefantenfährte von der letzten Nacht. Das wäre eine günstige Gelegenheit zur Verfolgung gewesen, aber sie hatten ja nun Ruhe vor mir. — Schonzeit!

Mit gutem Winde birschte ich durch den Busch an die Stelle heran, wo der Elefant lag, aber die Mühe war umsonst, nur zwei oder drei Hyänen hatten den Kadaver angenommen. Der Löwe von gestern mochte sich wohl durch die Schüsse erschreckt aus der Gegend verzogen haben.

So brachen wir denn auf, und zwar zum Heimmarsch. Am 4. März ging mein Dampfer von Tanga, der letzte Zug dazu aber schon am 28. Februar von Moschi ab. Der direkte Marsch vom Elefantenlager nach der Bahn wurde auf etwa zwölf Tage berechnet, so daß mir nur noch ein bis zwei Tage übrig blieben, um unterwegs einen kleinen Abstecher zu einem letzten Versuch auf Büffel zu machen. Der Marsch ging zunächst zurück über den hohen Berg und war recht reichlich. Wir stiegen erst etwa fünfhundert Meter hinauf und dann wieder etwa fünfzehnhundert Meter abwärts bis an den Rand des Ngorongorokessels. Ich erlegte einen guten Elenbullen, der wieder einmal zeigte, wie zäh das afrikanische Wild ist. Er erhielt zwei Blattschüsse mit Kaliber 9,3 Bleispitze und einen Keulenschuß von hinten, ging aber wohl noch zweihundert Meter, bevor er zusammenbrach. Mein Somali, der natürlich lüstern auf den guten Braten



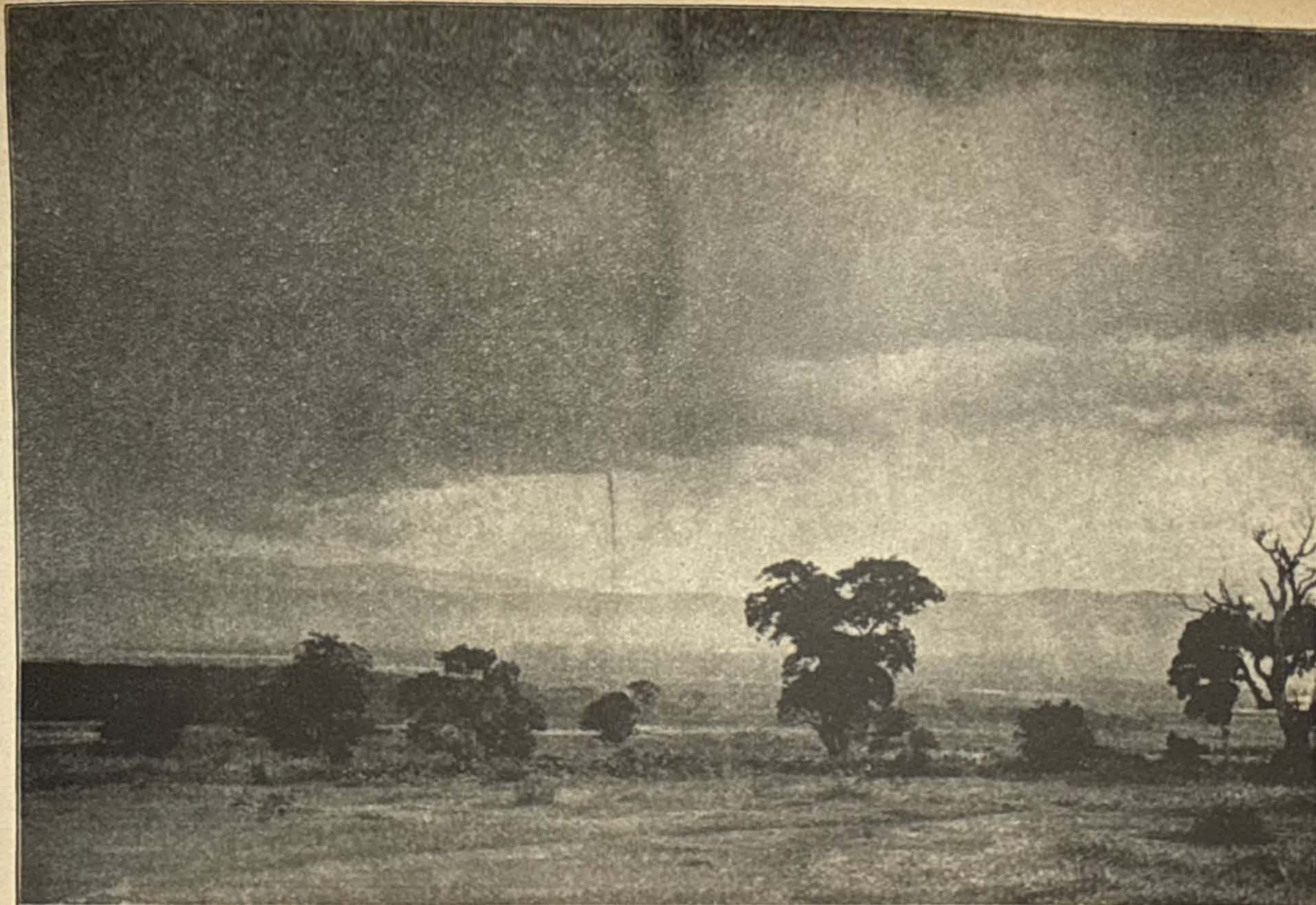
Provisorische Wohnhütte.
Man sieht das Wohnzimmer, das Schlafzimmer liegt dahinter.



Weißbartgnus.

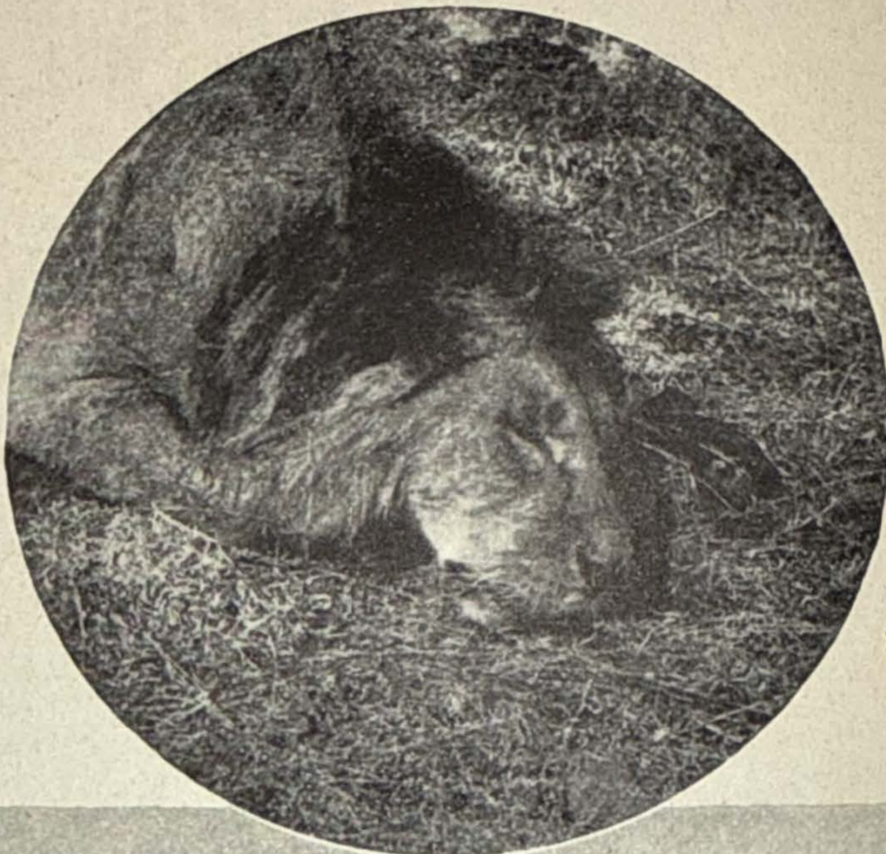


Halali.

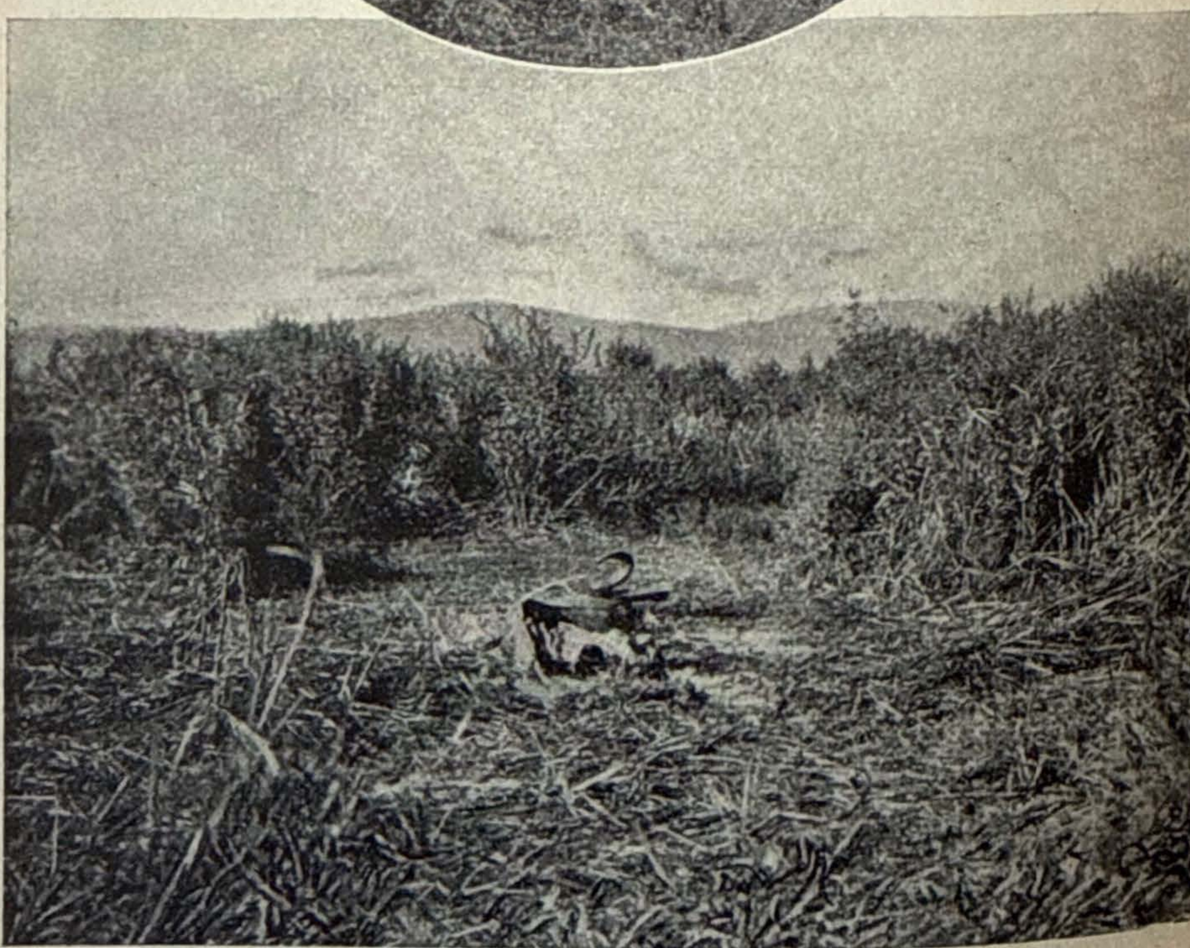


Nahender Orkan.

Man sieht in der Richtung des Pfeiles oberhalb der Bergkuppen die Windhose.



Der Löwe.



war — das Elen ist das wohlschmeckendste Wild dieser Gegend —, stürzte mit dem Messer auf den Bullen zu, um ihn zu schächten. „Der aber nahm die Sache krumm und dreht sich zur Attacke um.“ Er war schon wieder hoch geworden, und der Somali wie der ihm assistierende Massai rissen aus, was sie laufen konnten, als ich herankam und den Bullen durch einen Fangschuß auf den Hals endgültig streckte.

Außerdem sahen wir unterwegs Buschböcke und Ducker, sowie die frischen Fährten einiger Elefanten.

15. Februar. Wieder hinab in die Nähe der Farmen. Da die Safari gestern etwas sehr auseinander gekommen war, indem einzelne Leute nicht an den Vordermann heranblieben und weite Abstände zwischen den einzelnen Gruppen entstanden waren, wir aber anderseits sehr starke Märsche vor uns hatten, wurde den Sündern der Kiboko, die Nilpferdpeitsche, aus der Hand des Aufsehers in Aussicht gestellt, wenn sie nicht zusammenbleiben und die Karawane abreißen lassen würden. Diese Mahnung half ganz ausgezeichnet, es war nicht nötig, sie auszuführen, und die Safari war nun wieder dauernd in bester Ordnung. Die Träger hatten wohl das Vertrauen, daß wir die Drohung pünktlichst ausgeführt hätten. Unmögliches wurde ja auch von den überhaupt in jeder Beziehung gut gehaltenen Leuten nicht verlangt.

Ich möchte bei dieser Gelegenheit erwähnen, daß während unseres ganzen Marsches keine Prügelstrafe an den Leuten vollzogen zu werden brauchte, wenn auch mal ein gelegentlicher „Jagdhieb“ vorkam. Man muß hierbei bedenken, daß die

Neger im allgemeinen sind wie die Kinder, und daß die, die sich als Träger vermieten, auch meist noch keine wirklichen Männer sind, ältere Männer sind überhaupt nicht dabei, die meisten stehen in einem Alter von kaum zwanzig Jahren. Sie müssen, wie überhaupt alle Neger, behandelt werden wie bei uns etwa die Schuljungen, mit Gerechtigkeit und Wohlwollen, aber auch nicht ohne Strenge. Der Kiboko muß da sein, wenn auch nur zu sparsamem Gebrauch.

Auch die Schutztruppe ist noch dringend nötig. Ihre Verdienste nicht nur in bezug auf die Sicherheitsverhältnisse, sondern auch in kultureller Beziehung sind groß.

Im Weißen müssen die Neger stets ein höheres Wesen erblicken, und der Europäer hat sich natürlich auch dementsprechend zu benehmen.

In gewisser Verbindung hiermit steht die Arbeiterfrage bzw. die Arbeiternot, von der man auch in Afrika schon hört. Will man den Neger heben, und das ist doch zur Rechtfertigung jeder Kolonisierung in einem schon bevölkerten Lande nötig und unser Ziel, natürlich neben der Ausnutzung der Kolonie für unser eigenes Volk, so kann das nur ganz allmählich geschehen, und eine der ersten Stufen wird sein müssen, daß man den Schwarzen an Ordnung und Arbeit gewöhnt. Viel nützliches ist hierin von seiten der Zivil- wie Militärbehörden und Privatpersonen, der Schulen und Missionen geschehen. Vielleicht kann der Unternehmer das Seinige zur Erleichterung der Arbeiternot noch durch vermehrte Verwendung von Maschinen tun, welche man bisher

noch verhältnismäßig wenig sieht, und die Regierung das Ihrige durch die Einführung von Arbeitsverträgen von längerer Dauer. Dann wird der, welcher seine Leute richtig behandelt, wohl auch genügend Arbeiter bekommen. Für ganz falsch halte ich jedenfalls die Idee, gelbe Kulis einzuführen. Im Gegenteil, man sollte versuchen, selbst die Inder wieder herauszudrängen, wenigstens aus dem Inneren.

Es ist kein Zweifel, daß es den Negern in Deutsch-Ostafrika gut geht, und zwar weit besser als früher, als Mord und Totschlag herrschten, Unsicherheit des Eigentums und der persönlichen Freiheit — Sklavenraub — in weitgehendstem Maße bestand, Einfälle kriegerischer Nachbarn an der Tagesordnung waren und die Araber den Schwarzen schonungslos knechteten. Bezeichnend ist in letzterer Beziehung, daß die Araber sagen: „Ihr Europäer behandelt den Neger viel zu gut und nicht nach dem heiligen Buch. Dort steht geschrieben, daß sie Unsere und Eure Knechte sein sollen." Und in der Tat heißt es — nicht gerade sehr freundlich — im ersten Buch Mose, Kapitel 9, Vers 18 ff: „Die Söhne Noahs, die aus dem Kasten gingen, sind diese: Sem, Ham, Japhet. Ham aber ist der Vater Kanaans. Das sind die drei Söhne Noahs, von denen ist alles Land besetzt. Noah aber fing an und ward ein Ackermann und pflanzte Weinberge, und da er des Weines trank, ward er trunken und lag in der Hütte aufgedeckt. Da nun Ham, Kanaans Vater, sah seines Vaters Blöße, sagte er's seinen Brüdern draußen. Da nahm Sem und Japhet ein Kleid, legten es auf ihrer beider Schultern und gingen rücklings hinzu und

8*

deckten ihres Vaters Blöße zu, und ihr Angesicht ward abgewandt, daß sie ihres Vaters Blöße nicht sahen. Als nun Noah erwachte von seinem Wein und erfuhr, was ihm sein jüngster Sohn getan hatte, sprach er: „Verflucht sei Kanaan und sei ein Knecht aller Knechte unter seinen Brüdern", und sprach weiter: „Gelobet sei der Herr, der Gott Sems und Kanaan sei sein Knecht. Gott breite Japhet aus und lasse ihn wohnen in den Hütten des Sem und Kanaan sei sein Knecht."

Erst mit der deutschen Herrschaft zog Recht und Ordnung hier ein, und der Reichtum der Schwarzen ist, wenn auch die Inder den kleinen Leuten leider wieder vieles abschwindeln, erstaunlich gewachsen. Vielleicht wäre es an der Zeit, nach der bisherigen Kopf- und Hüttensteuer nun auch die in Deutschland ja so geschätzten starken Schultern etwas mehr zur Besteuerung heranzuziehen. Nach der Kopfsteuer, welche arm und reich ganz gleichmäßig belastete, war die Hüttensteuer doch ein allzu bescheidener Anfang in der Richtung der Besteuerung des Reichtums. Sie beruhte im wesentlichen darauf, daß der reiche Mann in Afrika sich vor allen „Dingen" mehr als eine Frau hält und daher mehrere Hütten gebraucht, denn auch er beherzigt wohl das Wort: „Raum ist in der kleinsten Hütte für ein glücklich liebend Paar", aber nicht für eineinhalb Paare usw.! Doch was nun, wenn ein reicher Mann, nehmen wir an als Jünger Schopenhauers, die Frauen verachtet und daher nicht mehr als eine Hütte braucht?

Doch ich komme zu weit, auf die zahlreichen schwierigen Eingeborenenfragen, soweit sie nicht eine Jagdsafari und

somit mich hier direkt angehen, will ich lieber nicht noch weiter eingehen. Nur noch eine Bemerkung, bevor ich verstumme. Man hat die meisten Chancen, die Kolonialfragen richtig zu beurteilen, wenn man das Gegenteil ausspricht wie die nicht nationale Linke des Reichstages! Daß die Mehrheit des Reichstages in Kolonialfragen oft versagt hat, ist ein Kapitel für sich.

16. Februar. Während ich noch einen Abschiedsritt in die Steppe im Kessel machte — von Löwen war nichts zu sehen, eine Hyäne entzog sich der Verfolgung durch die Flucht aus der Öffentlichkeit in eine ihrer zahlreichen Erdhöhlen — und die Störche einigermaßen neidisch betrachtete, welche ja nun bald auch nach Deutschland aufbrechen, zur Reise aber nur einige Tage gebrauchen, brachte S. die Safari für den Rückmarsch in Ordnung. Die Trophäen wurden nochmals tüchtig an der Sonne getrocknet und mit Arsenikseife eingerieben. In die Büffel- und Elefantenreviere hatten wir nur etwa zwanzig Träger mitgenommen, jetzt zogen wir wieder alle an uns heran, so daß ihre Zahl von neuem auf fünfzig anwuchs. Alle Lasten, einerseits durch die Beute vermehrt, anderseits durch den inzwischen erfolgten Verbrauch unserer persönlichen Bedürfnisse vermindert, mußten neu verteilt werden. Keine kleine Mühe: denn jeder will natürlich immer die kleinste Last erwischen und keiner ist zufrieden. Aber endlich war alles untergebracht, als neue Mitglieder der Safari begrüßte ich zwei Esel, welche Mais für die Leute tragen sollten, und mittags konnten wir abmarschieren, mit einem Umwege — wegen des letzten

Angriffs auf die Büffel — wieder auf das Ngorongoroplateau hinauf in Richtung auf Engaruka.

17. Februar. Hier zeigten sich bald wieder viele Anzeichen von der Tätigkeit der Nashörner. Überall im Schlamm und da, wo trockene Erde zutage trat, hatten sie sich gesuhlt, den Boden mit dem Horn förmlich aufgegraben und vielfach recht reichliche Losung verscharrt. Schwierig und zeitraubend waren die Übergänge über eine Menge morastiger Wasserläufe. Wir mußten absitzen und führen, auch die Packesel entlasten, und Tiere wie Menschen stürzten bisweilen doch noch mal durch einen Fehltritt bis an den Leib hinein, nicht zum Kummer der glücklich Hinübergelangten. Endlich aber entdeckten wir auch frische Büffelfährten. Zu meiner größten Freude waren wir also noch einmal in die Nähe dieses nun mehrfach vergeblich von mir aufgesuchten Wildes gelangt. Sie waren in dem vielleicht zu ein Viertel übersichtlichen Terrain, der Rest war Busch (Pori), überall herumgebummelt und hatten sich dann nach einem geschlossenen Urwald zurückgezogen. Es hieß also abwarten, ob sie hier nicht endlich mal des Abends zeitig heraustreten würden, und wir schlugen unser Lager leise und verdeckt auf, um erst nachmittags zu Fuß auf Jagd zu gehen.

Da plötzlich stürzt ein Schwarzer in mein Zelt, Wild hat sich in der Nähe des Lagers gezeigt. Ich dachte natürlich Büffel, aber als ich bis an die Zähne bewaffnet zu den Alarmtrompetern kam, schallte es mir entgegen: simba, simba, Löwen! Na, wenn schon! Ein paar gelbliche Tiere befanden sich halb hinter den Kulissen auf der Bühne, und

auch ich sprach sie zunächst als ein paar Löwinnen an. Doch was zeigte mein Glas? Einige Hyänen! Mein Wohlwollen gegen diese unsympathischen, wenn auch ziemlich nützlichen Tiere wurde hierdurch nicht verstärkt, aber wegen der Büffel mußte ich sie schon laufen lassen.

Nach drei Uhr brachen wir auf diese zu Birsch und Anstand am Rande des Urwaldes auf, fanden auch bald viele Fährten, gingen aber an ihnen vorüber in der Hoffnung, noch etwas weiterhin die Büffel beim Austreten zu treffen oder aber auf dem Heimwege die erstgespürten draußen zu überraschen. Unterwegs kreuzte unsern Pfad auf etwa achtzig Meter ein Nashorn, vom Freien in das Pori und in den Wald ziehend. Bequem hätte man es schießen können, es war das achte, welches ich sah. Zum Photographieren ließ es mir leider keine Zeit. Kurz darauf erreichten wir eine gute Übersicht bietende Stelle und saßen hier etwas an, in der Absicht, kurz vor Dunkelheit zurückzubirschen.

Lange hatten wir schon gesessen und ich gerade meiner Entrüstung über die „Feigheit" der Büffel, welche sich nicht einmal auf vierhundert Meter zum Kampf stellen wollten, Ausdruck gegeben, da plötzlich hinter uns in der Steppe ein Geräusch! Alles sprang auf und drehte sich vom Wald, auf den wir bisher sämtlich geblickt hatten, nach der Steppe zu. Dort erschien auf gut hundert Meter (breit an uns vorbeiflüchtend) eir Büffel. Er war offenbar anderwärts ausgetreten, hatte irgend etwas Verdächtiges bemerkt und eilte nun, das Dickicht wiederzugewinnen. Zu seinem Pech aber gerade da, wo wir saßen. Schon hatte ich die Büchse Kaliber 9,3

schußfertig, man raunte mir zu, guter Bulle, und er bekam die ersten zwei Kugeln leidlich gut, wenn auch etwas zu weit vorn; wie sich später herausstellte, vor dem Blatt auf den Hals, worauf er sofort vom Walde nach der Steppe zu abschwenkte. Von meinen ihm nachgesandten Kugeln traf ihn auf gut zweihundert Meter gerade an unserem Horizont noch meine letzte, und wir sahen ihn zusammenbrechen. Nun so schnell als möglich heran, aber vorsichtig, denn er war uns aus dem Gesicht gekommen, viele starke Büsche standen umher, und ein angeschossener Büffel soll sehr gern überraschend annehmen. Da steht er! Die letzte Kugel hatte einen Hinterlauf getroffen und ihn nur vorübergehend zu Fall gebracht. Hinter einigen Büschen birschte ich auf etwa fünfzig Meter heran, da wendete er das gewaltige Haupt, er hatte mich vernommen, und böse blickte er herüber. Aber zwei Kugeln aus der Doppelbüchse Kaliber 450 nahmen ihm die Lust zum Annehmen und veranlaßten ihn, langsam auf ein vor ihm liegendes größeres Gebüsch loszuziehen. Zwei weiterer Kugeln aus der schweren Büchse, welche alle gut vorn drauf saßen, bedurfte es noch, bevor der Büffel zusammenbrach, und auch dann wollte der Somali durchaus nicht zum Schächten an den Bullen herantreten, wozu ihn die andern Schwarzen freundlichst einluden. Es war eine riesige Beute und eine sehr stattliche Trophäe. Die Hörner haben eine Auslage von 111 Zentimeter, sind also kapital. Der Kopf und die Lauscher waren ganz kahl gestoßen vom Streit mit den andern Bullen, die Lauscher zudem gänzlich zerfetzt, wie bei einem guten Gebrauchsteckel.

So war es denn am letzten Tage doch noch geglückt, einen solchen alten heimlichen Kämpen zur Strecke zu bringen. Es war ein großer Dusel, daß er uns so in den Weg lief, wenn wir auch vielleicht auf dem Heimwege noch andere Büffel draußen angetroffen hätten, da sie wenigstens augenblicklich hier beim Austreten leidlich vertraut zu sein schienen.

Inzwischen war es spät und dunkel geworden, wir ließen eine Zeltmannschaft und die drei Massai bei dem Büffel kampieren, damit ihn Löwen oder Hyänen nicht anschnitten, und zogen im Triumph nach Hause.

18. bis 20. Februar. Am nächsten Morgen gingen wir an die manche Stunde dauernde Arbeit, den Büffel zu verwerten. Erst wurde er photographiert, dann der Schädel zum Transport von Fleisch und Haut gesäubert — wegen Zeitmangels verzichtete ich darauf, den Schädel mit der Decke präparieren zu lassen — und endlich der Körper aus der Decke geschlagen. Die Massai gebrauchen sie zu Schilden, kein gewöhnlicher Schensispeer oder Pfeil geht hindurch. Auch das Wildbret wurde zerlegt und verteilt, alles fraß und suchte sich die besten Bissen zu sichern. Wir ließen uns Zunge und Filet zurücklegen, denn der Büffel gibt einen guten Braten. Dann ging's endlich und so schnell als möglich heimwärts, was allerdings noch etwa fünf Wochen in Anspruch nahm. Seitdem ich das erste Stück Großwild, das Nashorn, erlegt hatte, waren gerade drei Wochen verflossen.

Viel Wild sahen wir noch und manches schöne Landschaftsbild auf unserm Wege durch das Bergland. Besonders schön war ein Sonnenaufgang am Ostabhang des Gebirges nach

dem afrikanischen Graben, als die genau über dem Kilima-Ndscharo aufsteigende Sonne diesen auf eine Entfernung von wohl dreihundert Kilometern in herrlichstes Morgenrot tauchte und so nahe rückte, daß man glaubte, man könne ihn an einem Tage erreichen. „Der hohe Schein" von Ganghofer! Ordentlich heimatlich bekannt kam mir der Schneeberg vor, jetzt auf dem Rückmarsch. Sei mir gegrüßt, du Berg mit dem rötlich strahlenden Gipfel, sei mir, Sonne, gegrüßt, die ihn so freundlich bescheint.

Nach dem Abstieg in den Graben in Engaruka passierte uns etwas recht Unerwartetes. Die für den Charakter der Neger sehr bezeichnende Geschichte richtig zu erzählen, muß ich aber etwas länger ausholen: Auf dem Hinmarsch hatten wir zwei Tage hinter Engaruka einen Träger, welcher durch eigene haarsträubende Nachlässigkeit eine Art Blutvergiftung in einem Bein (oder sagt man beim Neger Lauf?) bekommen hatte, liegen lassen müssen. Wir hatten keine Leute, ihn mittragen zu lassen, ließen aber zwei Mann mit einem Zelt und Nahrung bei ihm zurück und sandten von der Farm aus einen Aufseher mit fünf Mann, um den Kranken die zwei Tagesmärsche nachholen zu lassen. Diese kehrten aber mit der Trauerbotschaft zurück, der Kranke sei gestorben! Das war ja nun recht unangenehm, obwohl der Betreffende, wie erwähnt, sein Unglück ganz allein verschuldet hatte, und S. mußte sich hinsetzen und dem zuständigen Bezirksamt schriftlich melden, daß wir einen Mann durch Blutvergiftung verloren hätten. Wirklich leid tat mir der Kerl, und als wir die Gegend wieder passierten, wo wir ihn seinerzeit verlassen

hatten, gedachten wir besonders seiner und erörterten die Wahrscheinlichkeit, daß seine Reste nun wohl längst durch Hyänen, Geier und Schakale verzehrt seien. Man kann sich daher unsere freudige Überraschung vorstellen, als wir sahen, daß der Tote ganz gemütlich in Engaruka saß und sich an der „süßen Gewohnheit des Daseins" genau so erfreute wie wir.

Na, nun kam ja denn alles heraus: Der Aufseher hatte den Kranken für dem Tode verfallen gehalten, als er ihn antraf, und zu seinen Leuten gesagt: „Wir werden uns doch nicht erst plagen, den Kerl tagelang zu schleppen, wir lassen ihn hier, und ihr haltet zum Weißen den Mund darüber, sonst kriegt ihr es mit mir zu tun!" Freudig dem guten Rate folgend, ließen sie den Unglücklichen allein zurück, dem nun die Verzweiflung so viel Kraft gab, sich rückwärts, bergab nach Engaruka zu schleppen, wo er in gute Hände gelangte und gerettet wurde.

Übrigens wird der Spaß ein kleines Nachspiel für den Aufseher haben. Wir meldeten die Sache natürlich, und eine längere Freiheitsstrafe — Arbeit an der Kette — steht ihm bevor. Leider war er auf der Farm geblieben und befand sich nicht bei uns, sonst hätten wir ihm vielleicht eine kleine Anzahlung auf künftiges Unbehagen verabreichen lassen.

Eine besondere Genugtuung aber war es für uns, daß wir nun unsere Safari ohne jeglichen Verlust an Menschenleben beenden konnten. Kein weiterer Unglücksfall war vorgekommen, als wir mit Erreichung der Eisenbahn die Jagdexpedition beschlossen.

Der Rückmarsch von Engaruka nach Moschi.

20. und 21. Februar. In Engaruka hatten wir schon einen Marsch von sechs bis elf Uhr morgens hinter uns, und die Hitze war kolossal, 30° R im Schatten der Häuser, so daß wir uns nur wenig erholen konnten. Aber noch Schlimmeres sollte uns bevorstehen, denn wir hörten hier von einem in jeder Beziehung entgegenkommenden Herrn, daß es in der Steppe vor uns in den letzten Wochen keinen Tropfen geregnet hatte und das nächste Wasser in Richtung auf Aruscha erst durch einen zwölfstündigen Marsch zu erreichen sei. Da konnte allein ein Nachtmarsch helfen. Um vier Uhr nachmittags brachen wir wieder auf und marschierten bis zwölf Uhr. Ich mit den Massai als Pfadfindern und einer Laterne voran, S. mit der zweiten Laterne am Schluß der Kolonne, damit weder ein Mensch noch eine Last zurückblieb. Da dünkte um Mitternacht eine etwa dreistündige Ruhe, obwohl die Nacht heiß blieb, so daß man keinen Schlaf finden konnte, ein Langstuhl und Wasser mit ein wenig Wermut der Gipfel der Genüsse. Gegen vier Uhr nahmen wir eine Tasse Tee, und dann weiter. Jetzt ging's aber doch

wieder besser. Erst erfreute man sich an dem wunderschönen Sternenhimmel, das Kreuz des Südens zur einen Seite, den großen Bären zur andern, wanderten wir immer gerade nach Osten, und siehe da, da ist ja auch schon der Morgenstern ....! — Um fünf Uhr begann es zu dämmern, man konnte die Laternen löschen und nun wenigstens sehen, wohin man in dem heute Nacht doch etwas reichlich dunklen Erdteil trat. Das Heraufsteigen der Sonne und der Anblick von Wild brachte einige Abwechselung in die Strapaze, und bevor es wieder sehr heiß wurde, um acht Uhr, erreichten wir endlich das berühmte Wasser — eine üble Tunke von Lehm und den Resten eines vor vielen Wochen gefallenen Regens. Mit Wohlbehagen tranken es die Schwarzen und die Tiere, zum Waschen mußten auch wir es nehmen.

Hierauf begab sich alles eilends zur Ruhe, welche durch eine Mittagshitze von $28^1/_2$ ° R im tiefsten Schatten und eine nur wenig kühlere Nacht gewürzt wurde. Das Ereignis des Tages war eine anscheinend sehr neugierige Giraffe, die bis auf vielleicht zwei- bis dreihundert Meter ans Lager kam und ganz gemütlich, den langen Hals mal rechts, mal links wendend, dann wieder einige Schritte beiseite tretend, um von da die merkwürdige Sache besser beobachten zu können, unsere Zelte besichtigte.

22. bis 24. Februar. Wieder die Hitze. Man sah ja Wild genug in dieser Steppe, besonders Giraffen waren hier noch zahlreich, und ich schoß einen Bullen der ziemlich seltenen kleinen Kudus, aber ich möchte hier nicht wochenlang jagen, Hunger und Schlaf $= 0$, Durst $= \infty$. Nur eins war schön:

Man sah infolge der Dürre überall Steppenbrände, ein prächtiger, fremdartiger Anblick.

Endlich aber wurde Aruscha wieder erreicht, in welches wir nun wie Sieger nach der Schlacht mit unsern Beutestücken hineintriumphierten, der Spitzenträger dem Safarihorn ein fürchterliches Tuten entlockend, die andern mit Stöcken im Takt auf ihre Lasten schlagend. „O schöner Tag, wenn endlich der Soldat ins Leben heimkehrt, in die Menschlichkeit, zum frohen Zug die Fahnen sich entfalten, und heimwärts schlägt der sanfte Friedensmarsch."

25. bis 27. Februar. Damit mir der Abschied von der Safari nicht allzu schwer würde, waren die letzten Märsche noch recht ermüdend und heiß, auch Wild war hier wieder wenig zu sehen. Um der Hitze und der Tsetsegefahr auszuweichen, brachen wir am letzten Tage schon bei Nacht auf, was im allgemeinen deshalb nicht zu empfehlen ist, weil zu leicht allerhand beim Verlassen des Lagers vergessen wird. Dabei trat ein nackten Fußes, ohne Sandalen, im Dunkeln vor mir hergehender Boy auf eine Schlange, aber so glücklich, daß sie ihm nichts tat. Mein Laternenträger kam heran, brachte Licht in die Sache, die Schlange ward totgeschlagen, und die ganze Affäre machte auf die Neger nicht den geringsten Eindruck, selbst nicht auf den nach unsern Begriffen doch etwas häßlich berührten Boy.

Auch die Elefanten sandten mir noch einen Abschiedsgruß, wir passierten einige Stunden vor dem Ziel eine Pflanzung, in welcher sie in der letzten Nacht gräßliche

Verwüstungen angerichtet hatten; den Wildschaden hätte ich nicht abschätzen mögen.

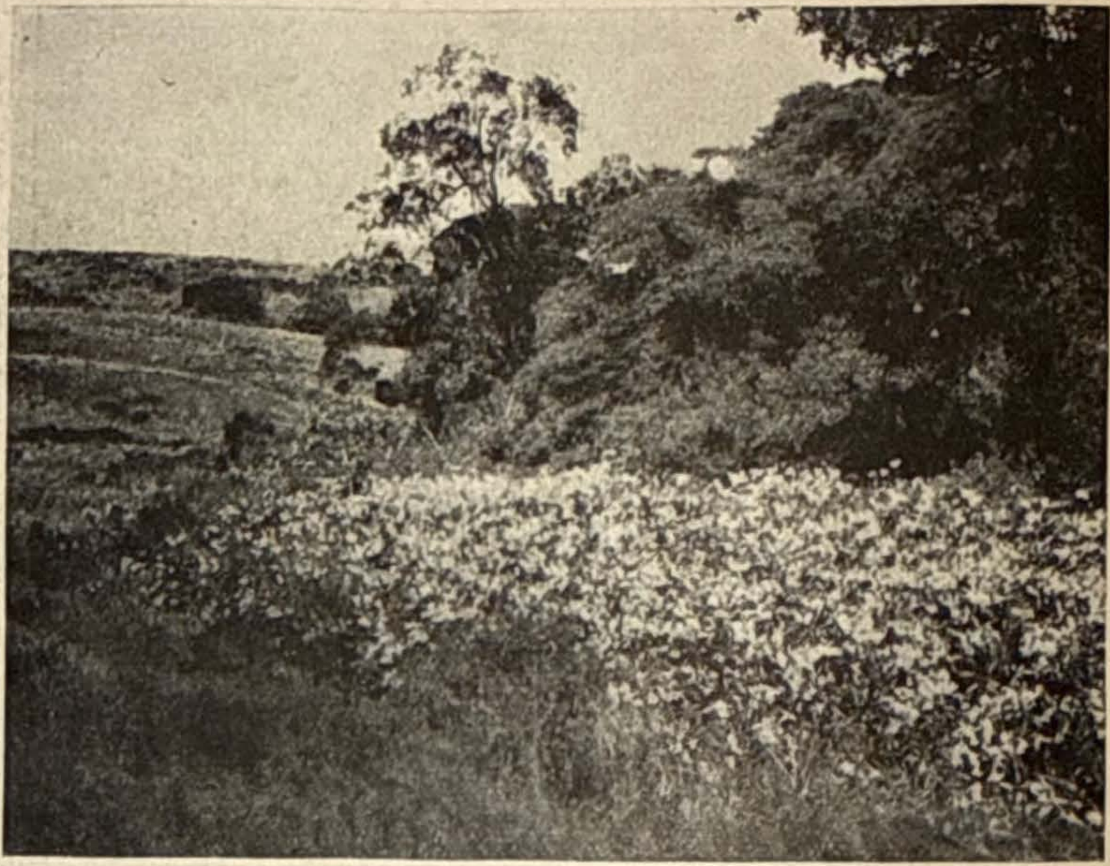
In Moschi und somit an der Bahn glücklich wieder angelangt, verpackten wir alles zur Reise, und ich gab den Eingeborenen ein Abschiedsfest, bei welchem sie — ihnen konzentrierten Alkohol zu geben, ist mit Recht streng verboten — unglaubliche Mengen Hirsebier vertilgten, so daß bei Rundgesang und Tanz bald eine recht feuchtfröhliche Stimmung herrschte.

Heimwärts!

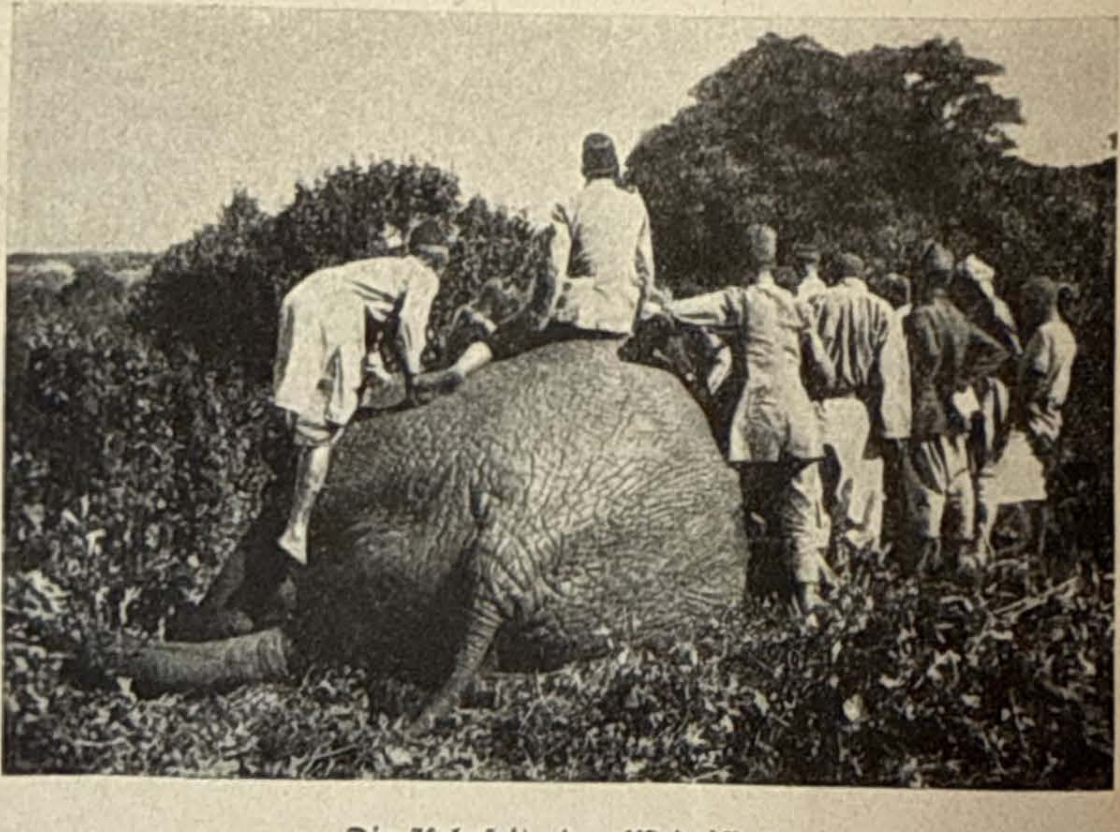
So war denn die herrliche, unvergeßliche Safari vorbei. Vierzig Tage hatten wir ohne einen einzigen Ruhetag gejagt oder waren wir aufs angestrengteste marschiert, aber wir hatten auch alle die vier Wildarten zur Strecke gebracht, um derentwillen ich nach Afrika gegangen war. Ich will zugeben, daß mir ein Leopard auch noch recht willkommen gewesen wäre, doch auf diesen kann man, abgesehen vom Fang in der Falle, nicht direkt jagen, es ist auch bei weit längerer Jagdzeit als der meinigen ein ganz seltener, außerordentlicher Glücksfall, ihn zu Schuß zu bekommen. Ein Flußpferd hätte ich ebenfalls noch ganz gern geschossen, aber in den meisten Fällen, wenn das Tier im Wasser ist, der Jäger auf dem Lande steht, ist das doch eine so harmlose Sache, daß man ohne großes Bedauern darauf verzichten kann. Außerdem gereichte es mir zu besonderer Weidmannsfreude, daß ich unter dem übrigen, nicht wehrhaften Wild, so viel ich auch gesehen, keine Verheerungen angerichtet hatte. Im ganzen waren achtzehn Stück zur Strecke gebracht, davon Großwild fünf Stück, aber doch auch nur zwei von derselben Art, nämlich die Nashörner, sonst immer nur eins von



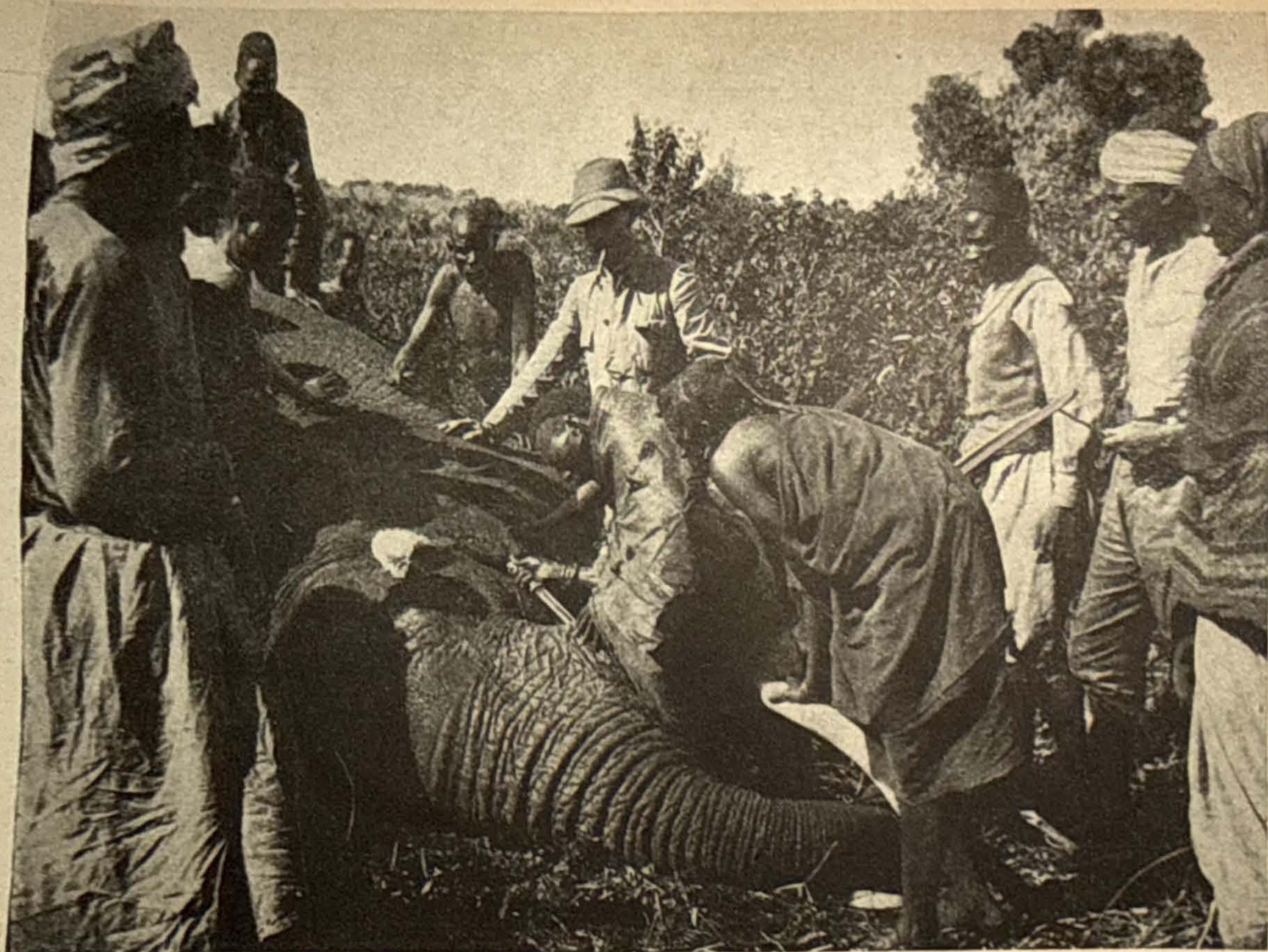
Petersgazelle.



Lilienblüte im Elefantenrevier.



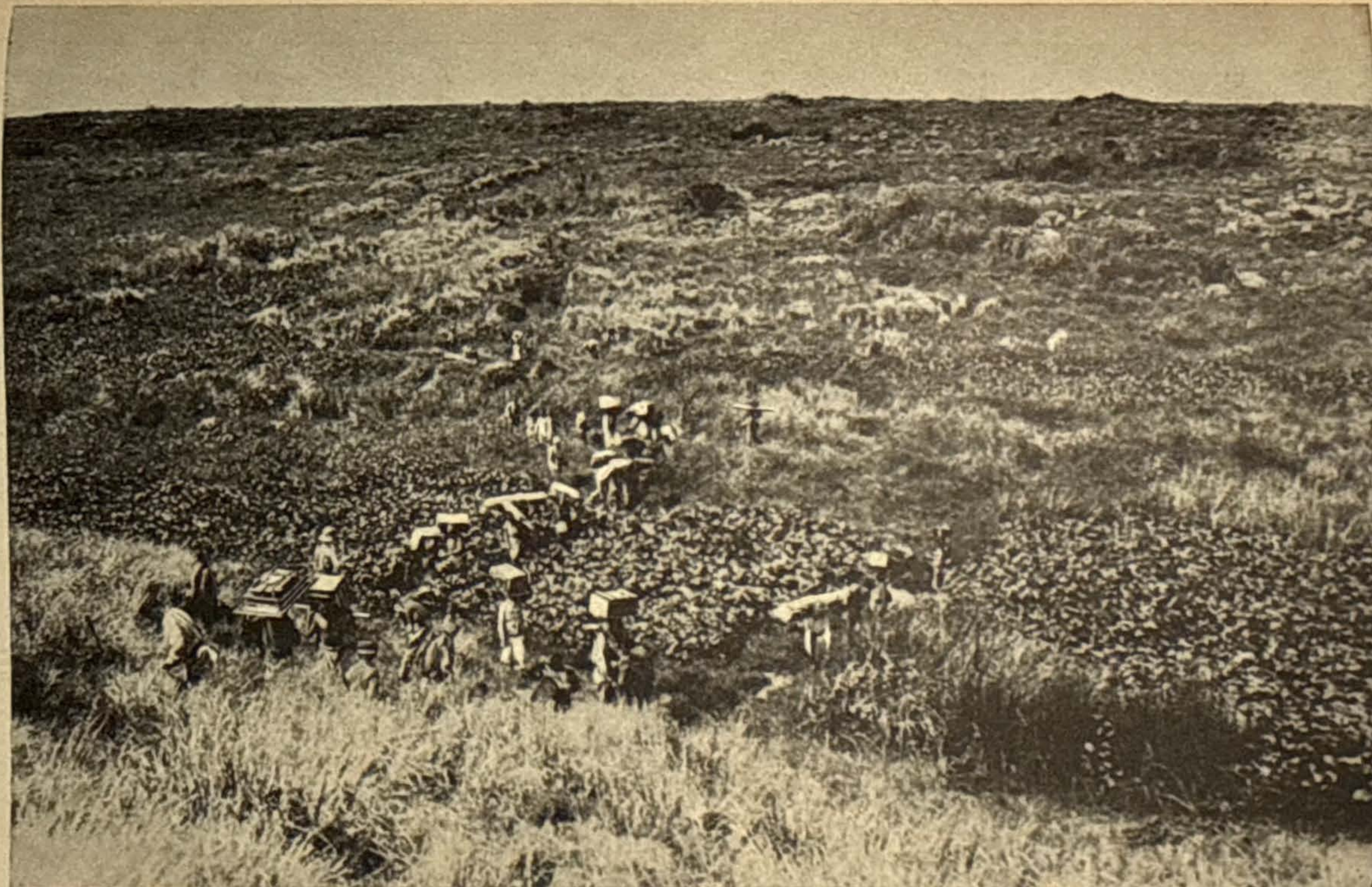
Die Kehrseite der Medaille.



Beim Zahnziehen.



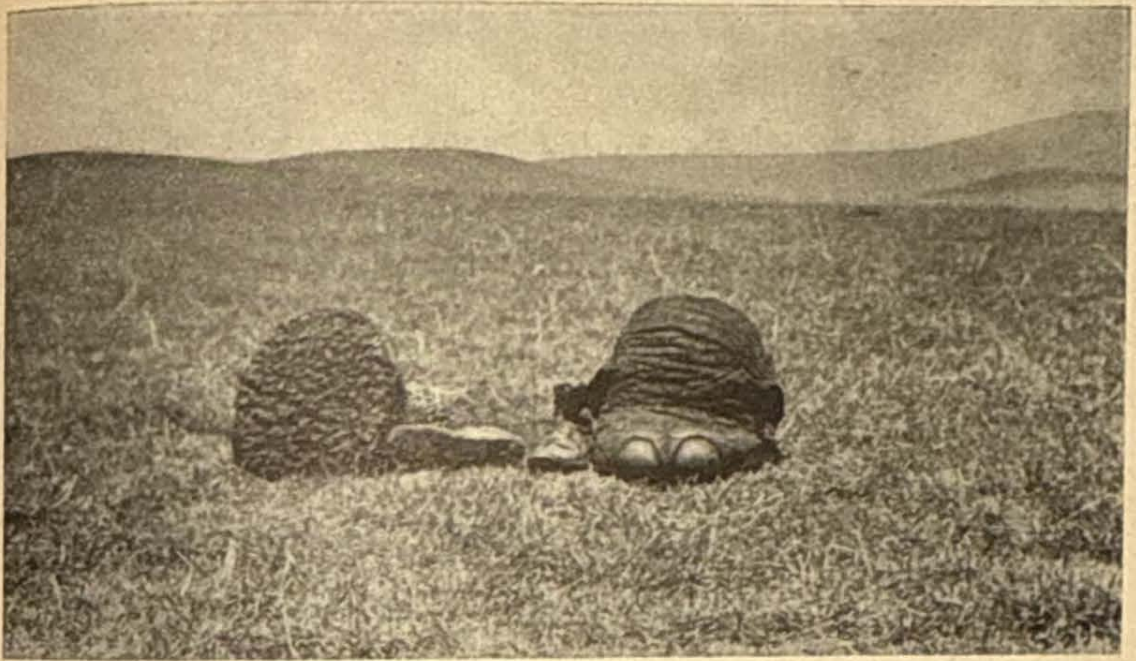
Strafgefangene an der Kette.



Übergang über einen sumpfigen Fluß.



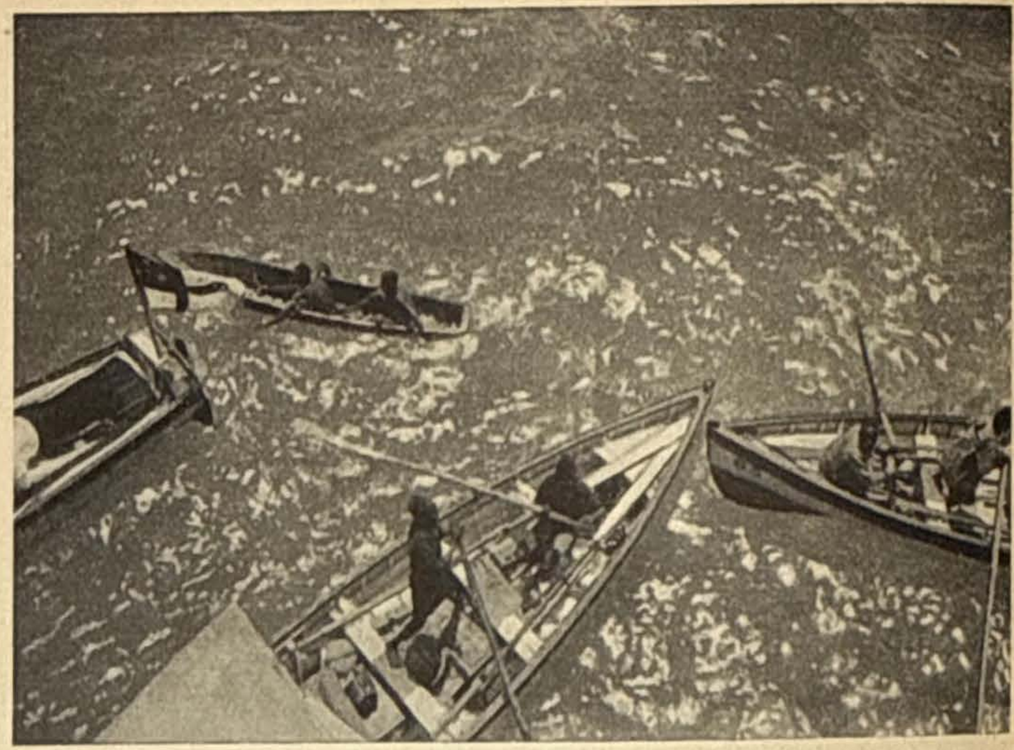
Der kapitale Büffel.



Elefantenstiefel und andere.



Rikschas in Daressalam.



Taucher bei Zansibar, Einbaum mit den Händen rudernd.



Das Ungeheuer und sein Opfer.

jeder Gattung, und kein angeschweißtes Wild war verloren gegangen. Dazu war fast alles männliches Wild.

Nun noch eine letzte Nacht im Zelt, und dann hieß es Abschied nehmen, Abschied von meinem Führer mit aufrichtigem Weidmannsdank für die vorzügliche Leitung der Expedition und Weidmannsheil, von den Schwarzen — Kwa heri, Kwa heri, leb wohl, erschallt's von allen Seiten —, auch von dem braven Maultier, welches wunderbar ausgehalten und in der ganzen Zeit bei einer täglichen Ration von nicht mehr als vier Pfund Mais nur drei Tage Ruhe genossen hatte, und zuletzt Abschied von dem weißen Gipfel des Kilimandscharo.

Gern hätte ich noch den Berg wenigstens zum Teil bestiegen und einige andere sehenswürdige Punkte an der Bahn nach Tanga besucht, aber meine Zeit erlaubte das nicht. In fünfzehnstündiger Bahnfahrt ging's diesmal ohne Pause hinab nach Tanga. Der Zug war wieder sehr voll, die Neger haben sich wohl auch infolge des für sie sehr billigen Preises — sie zahlen nur 4 Rupies 60 = etwa 6 Mark für die ganze Strecke — sehr schnell an die Eisenbahn gewöhnt.

Mein Gepäck war leider etwas teurer: Mir kosteten meine 302 Kilogramm etwa 50 Rupies Fracht, der Zentner also etwa 10 Mark, oder doppelt so viel wie der Zentner „Neger". Die Fahrt war, namentlich als es Nacht wurde, von ganz eigenartigem Zauber. Jetzt vor der großen Regenzeit waren überall Brände angelegt, teilweis wohl, um danach bessere Weide zu erhalten, teilweis um auf den Brandflächen in der Wildnis neue Pflanzungen anzulegen. Gewaltige Feuer

leuchteten auf allen Seiten aus der Finsternis hervor, nach all dem Schönen, was ich im Innern Afrikas gesehen, zum Abschied noch einmal ein Anblick von immer bleibendem Reiz. „Was vergangen, kehrt nicht wieder, aber ging es leuchtend nieder, leuchtet's lange noch zurück!"

In Tanga, es war hier nun die heißeste Jahreszeit, herrschte wieder die übliche Hitze Tag wie Nacht, feucht und unangenehm, im Gegensatz zu den Hochländern im Innern, wo sie durch die Trockenheit der Luft weniger fühlbar ist. Aber auch in anderer Beziehung ist der genius loci Tangae feucht! Treffliche, eisgekühlte Getränke, welche auf einen reichlichen Konsum schließen ließen, erwiesen sich als nicht zu verachtende Waffen gegen der Hitze Plage, doppelt willkommen, weil ich kaltes Getränk und zumal trinkbares Bier nun seit anderthalb Monaten entbehrt hatte. Es gibt zwar auch in Innerafrika Bier, aber dem Agrarier, welcher bei uns in Deutschland den Satz prägte: es gibt drei Landplagen, den Logierbesuch, die Fliegen und das Flaschenbier, wünschte ich wohl einmal, daß er das Flaschenbier kennen lernte, welches in den entlegenen Gegenden Afrikas so etwa für zwei Mark die Flasche genossen oder vielmehr getrunken wird! Kaum konnte ich es daher erwarten, bis das erste Glas vor mir stand, und es blieb das letzte nicht!

Nachdem ich Tanga noch ein wenig besehen und die nötigen Formalitäten zur Abreise — Angabe des erlegten Wildes auf dem Bezirksamt und Zoll — erledigt hatte, benutzte ich die Zeit bis zum Abgange meines Dampfers

noch zu einem kleinen Abstecher nach der Hauptstadt Daressalam und Zanzibar. Der Hafen von Daressalam ist sehr schön, ähnlich wie der von Tanga, nur daß dort die Küste weniger flach ist und hier die zahlreichen und malerischen Gebäude noch mehr hervortreten. Die Stadt macht einen direkt großstädtischen Eindruck, es wohnen hier etwa tausend Europäer und wohl zwanzigtausend Eingeborene. Ein Gang durch den sehr übersichtlich angelegten Stadtteil der Farbigen ist sehr lohnend. Für den Jäger ist von besonderem Interesse die Besichtigung der riesigen Elfenbeinvorräte, welche sich im Besitz des Gouvernements befinden. Da sah man noch riesige Zähne, zwei Meter lang und wohl weit über hundert Pfund schwer.

In Zanzibar, welches sowohl landschaftlich als wegen des echt orientalischen Eingeborenenlebens — es gibt hier viel reiche Araber — reizvoll sein soll, konnten wir leider nicht an Land, da das Schiff nur der Post wegen anlief. Einigermaßen aber wurden wir entschädigt durch die schöne, palmenreiche Küste und Taucher, welche in einem ausgehöhlten Einbaum, nur mit den Händen heranrudernd, ihre Kunst zeigten, indem sie ins Wasser geworfene Geldstücke mit unfehlbarer Sicherheit hervorholten.

Nun noch ein Tag in Tanga, und dann versank Deutsch-Ostafrika hinter uns im Meere. Dankbar gedachte ich der schönen dort verlebten Zeit, dankbar auch all der Landsleute — unter denen übrigens ganz auffallend viel Süddeutsche sind — die mir überall gastlich und freundlich entgegengekommen waren. Auf Wiedersehen in Deutschland!

9*

In Mombasa, wo wieder einige der „Löwenjäger" an Bord kamen, erhielt ich von den Jagdresultaten in Britisch-Ost Kunde. Die Jäger hatten, wenn auch nicht alle, zumal auf Löwen auch recht gute Erfolge aufzuweisen, einige sogar mehr als einen erlegt, aber soviel ich weiß, hatte keiner eine so mannigfaltige Strecke an starkem Großwild wie ich, was ich hier wahrlich nicht um mich herauszustreichen — die Herren hätten in der Gegend, wo ich jagte, gewiß dieselben, vielleicht noch mehr Erfolge gehabt —, sondern zur Ehre der deutschen Kolonie nochmals hervorheben möchte.

In Mombasa ereignete sich noch eine wirklich bemerkenswerte Geschichte: Einer Dame, die im Boote vom Ufer nach dem Dampfer fuhr, sprang ein Fisch von 1,10 Meter Länge und etwa 20 Zentimeter Durchmesser ins Gesicht; nachdem er einen Satz von zehn Meter Länge und zwei Meter Höhe gemacht hatte, riß er der Unglücklichen, mit seinen scharfen Zähnen gerade das eine Augenlid fassend, dieses halb heraus und fiel dann ins Boot. Die Wunde war recht beträchtlich, sechs Nadeln mußten gelegt werden, es gelang aber dem Arzt, trotz des bösen Aussehens der sehr zerrissenen Wunde, die Verletzung gut zu heilen und eine größere Verunzierung des Gesichts zu verhüten. Die Geschichte klingt etwas stark, aber ich bin in der angenehmen Lage, sie durch Vorführung ihrer Helden im Bilde belegen zu können.

Hierauf begann eine monotone Seefahrt, welche die Geduld des Heimwärtseilenden auf eine harte Probe stellte. Das einzige Passierte auf der langen Reise war eigentlich der Äquator. Zudem waren der Indische Ozean und das

Rote Meer, wie oft zu dieser Jahreszeit, vollkommen ruhig, und etwas Seegang und Seekrankheit — bei andern natürlich — wäre doch eine so angenehme Abwechselung gewesen. Die Zeit des unvermeidlichen Müßigganges sich zu vertreiben, griff man daher zu den verschiedensten mehr oder weniger kindlichen Spielen, z. B. Patience, Schach, Klavier, shuffleboard, Tango, Bridge und anderen!

Endlich, endlich wurde Sues erreicht, und während der Dampfer hier lag, den Kanal durchfuhr und sich in Port Said aufhielt, machte ich noch einen kleinen Ausflug nach Kairo. Man kann mit Hilfe eines Autos und unter guter Führung in einem Tage, ich hatte im ganzen zweiunddreißig Stunden Zeit, auch an einem an Sehenswürdigkeiten so reichen Platze, wie die Pyramidenstadt es ist, fast alles, wenn auch nur sehr flüchtig, sehen, und sehr befriedigt ging ich in Port Said wieder an Bord.

Dann ging's weiter nach Neapel und von dort zu Land nach der Heimat, welche ich nach einer Abwesenheit von genau einem Vierteljahr glücklich wieder erreichte:

Im fernen Afrika ist's schön
„In Nord, Süd, Ost und West",
Doch bleibt der alte Spruch besteh'n,
„To Hus ist stets dat best!"

Anhang I.

Was nimmt man mit auf Jagd-Safari?

Über Gewehre, Patronen, photographhische Apparate siehe unter: „Vorbereitungen zur Reise“. Gewehre, Patronen, Films müssen in Blech verlötet sein.

Außerdem ist von Europa mitzunehmen:

1 kompletter Jagdreiseanzug mit allem Zubehör für die Bahnfahrt usw.,

2 ganz leichte Jagdanzüge, nicht rauschender Tropenassolarstoff, Farbe schilfgrün oder kaki,

1 bis 2 weiße Tropenanzüge, 1 Regenmantel,

1 Paar Überhosen aus wasserdichtem Stoff gegen Nässe im Gras,

1 Tropenhut, grün oder kaki, 1 leichter Filzhut fürs Lager,

2 Paar starke Jagdschnürstiefel mit genagelten Sohlen,

1 Paar starke Jagdschnürstiefel mit Gummisohlen,

1 Paar weiße Zeugschuhe,

1 Paar fast bis zum Knie gehende Moskitozeltschuhe aus leichtem Leder,

2 Paar Ledergamaschen, 2 Paar Wickelgamaschen,

2 Paar Moskitohandschuhe, 2 Paar gewöhnliche Lederhandschuhe, Mückenschleier,

2 Paar Hosenträger, Schlipse,

6 jagdfarbene Jagdhemden aus ganz glatter Seide oder Byssus oder Leinen,

2 weiße Hemden mit einigen Kragen und Reservehemdknöpfen,

4 Nachthemden oder Schlafanzüge,

6 leichte Unterhosen, 12 Paar Strümpfe, 12 Taschentücher,

6 Handtücher, 2 Bettbezüge,

1 Roßhaarkopfkissen, 2 wollene Schlafdecken,
1 großer wasserdichter Wäschesack,
Putzzeug für Büchsen und Stiefel,
1 Reisenecessaire, Klosettpapier,
1 Schutzbrille gegen Sonne und Wind,
1 bis 2 Ferngläser, Taschenweckeruhr, Thermometer für Luft und Fieber,
Landkarten, Schreibzeug, Bücher, Suaheli-Lexikon,
1 Zentimetermaß, 1 kleine Handwage, 1 Kompaß,
1 Rucksack, 1 Strickleiter, 1 Trinkflasche für 2 Liter und 1 für 1 Liter,
1 kleine Privatreiseapotheke inkl. Schlangenbesteck und Chinin,
Elektrischer Glühstab mit verschiedenen Batterien,
1 Jagdmesser, 2 Buschmesser mit Sägeseite, 1 kleines Beil,
1 leichter Reitstock,
Tabak, Zigarren, Zigaretten, verlötet,
Bindfaden, Nägel, Hammer, Schraubenzieher, Zange, Konservenöffner, Korkzieher, Nähzeug, einige Lichte für den Fall der Not, Streichhölzer.
Für Hochländer: 1 Schlafsack, 1 Lodenmantel, 1 Herbstjagdanzug, 1 Sweater oder Lederweste.

In Afrika ist zu besorgen:
1 Zelt mit Sonnendach für jeden Europäer, nebst je 2 Stühlen und Tischen,
Feldbett, Moskitonetz, Leinenbadewanne, Waschschüssel,
1 leichte, zusammenrollbare Matratze,
Mundvorrat, Konserven, Getränke usw.,
1 Sodor-Apparat zur Herstellung von Sodawasser,
1 große Safari-Reiseapotheke,
Eßgerät und Geschirr, Kochgerät,
2 Wassersäcke zum Mitnehmen von Wasservorrat,
3 Laternen nebst Petroleum, gleichzeitig als Lampe dienend,
Sattel und Zaumzeug,
Einige Haumesser zum Holzschlagen,
Für die Leute Zelte, Decken, Jacken, Hosen, Beinwickel und Messer.

Anhang II.

Was braucht man von der Suaheli-Sprache für eine kleine Jagdtour?

Für jeden, der beabsichtigt, sich etwas gründlicher mit der Sprache zu beschäftigen, sei hier nochmals die Grammatik und das Wörterbuch von Professor Dr. C. Velten empfohlen. Für den, der sich nur über das Allernotwendigste schnell unterrichten will — für besondere Zwecke kann er das kleine Taschenlexikon von Velten im Rucksack tragen —, gebe ich in folgendem einen kleinen Sprachschatz. Er stammt aus der Praxis, hat sich in ihr bewährt, und man kommt mit ihm durch, ohne sich mit überflüssigem Zeug zu belasten, macht aber auf wissenschaftliche Akkuratesse keinen Anspruch, eine Kritik in dieser Richtung muß ich ausdrücklich ablehnen.

Die Betonung liegt stets auf der vorletzten Silbe des Wortes! Ausgesprochen wird stets j wie dj, s scharf wie ss, z wie ein ganz weiches s, y wie j, ch wie tsch, sh wie sch. – bedeutet lang, ˘ kurz gesprochen. Die deutsche Übersetzung lasse ich immer Wort für Wort folgen. Schließlich sei bemerkt, daß es oft auch gute Dienste tut, wenn man mal ein kräftiges Wort deutsch mit den Leuten redet.

Ein Tag auf dem Marsche.

njo hapa, komm hier, komm hierher.
sēma pōlepōle, sprich langsam.
ŭna jŭa, kannst Du verstehen?
si jui, nicht verstehen, ich kann nicht verstehen.
ndīo băna, ja Herr!
hăpāna, nein!
kibrĭti, Streichhölzer.
tāā, Lampe, Laterne.
ămsha băna x, wecke Herrn X.
lēte māji barĭdi, hole Wasser kaltes, hole kaltes Wasser.

maji ya mŏto, Wasser warmes, warmes Wasser.

maji ya kŭnywa, Trinkwasser.

maji ya sōda, Sodawasser.

maji ya kutschĕmcha, abgekochtes Wasser.

maji ya kōga, Badewasser.

sabūni, Seife.

sandūku fūnga, Kisten zubinden, Koffer zuschließen, macht die Lasten fertig zum Marsch!

kāmba, Bindfaden, Seil.

tengenēsa hēma, macht fertig Zelt, macht das Zelt fertig zum Abmarsch.

hēma chīni, Zelt nieder, brecht das Zelt ab.

tengenēsa yŭmbo sāsa mzūri, macht fertig Maultier gut, sattelt!

matandīko, Sattelzeug, Sattel.

hatamu, Zaumzeug.

safāri yōte tayāri? Karawane alle fertig? Ist die ganze Safari fertig?

bādo kidŏgo, noch nicht, ein wenig, bald!

haia haia, schnell.

chāp chāp, schnell!

upēsi, plötzlich, nun aber ein bißchen plötzlich!

tayāri băna, fertig, Herr!

haia safāri! vorwärts, Karawane, Karawane vorwärts marsch!

bundūki karību, Gewehr nahe, Büchsenträger her zu mir!

una jūa njīa ya x? kannst Du wissen Weg nach x? (weißt Du?).

barabăra, breite, große Straße.

tu ta kwĕnda kambīni, wir werden (wollen) gehen Lager nach (zum Lager).

mkōno kulīa, Hand rechter, rechts.

mkōno kischoto, Hand linker, links.

rūdi, zurück.

tu ta kwenda rūdi, wir wollen gehen zurück, laß uns umkehren.

hapa, hier.

kūle, dort.

kūba, groß, hoch, stark.

fupi, klein, niedrig, kurz.

jū, hinauf.

chīni, hinab, hinunter.

bāli, weit.

karību, nahe.

ngōja kidŏgo, warte ein wenig, ein wenig Halt.

tu ta fīka līni, wir werden ankommen wann, wann werden wir ankommen?

sāa ngāpi? Stunde wieviel? Um wieviel Uhr? oder auch: Wie spät ist es?

Der ungebildete Neger zeigt auf diese Frage die Stunde einfach am Himmel nach der Sonnenhöhe. Wenn er also Zenith zeigt, heißt das Mittags, zeigt er zum Horizont, Abends usw. Der gebildete rechnet nach der Uhr, beginnt aber stets um 6 Uhr abends und um 6 Uhr morgens zu rechnen, jedesmal mit 12 Stunden. Er bezeichnet also 10 Uhr abends als 4 Uhr,

5 Uhr morgens als 11 Uhr, 1 Uhr mittags als 7 Uhr usw., alte morgenländische Rechnung, schon in der Bibel vorkommend.

kămbi wăpi? Lager wo? wo ist das Lager?

māji na ḿti hāpa, Wasser und Holz hier (ist hier).

mōto, Feuer.

pīga hēma, schlagt das Zelt auf.

pīga, auch: schlagen, hauen, schießen.

yūmbo muhīndi, Maultier Mais, gib dem Maultier Mais!

usīku tengenēsa tschendarūa mapēma sāa kūmi, Abends mach fertig das Moskitonetz Uhr 10 (um 4 Uhr).

tschendarua, auch Sonnendach über dem Zelt.

kīti, Stuhl.

mēza, Tisch.

kitănda, Bett, Feldbett.

ondōa ngūo, wegnehmen Wäsche, nimm die Wäsche weg!

ondoa funza, zieh heraus den Sandfloh!

ondōka, geh weg!

nguo săfi? Wäsche rein? Ist die Wäsche gewaschen?

mafūta viātu, einfette Stiefel, auch bei der Büchse (bunduki) gebraucht.

safīsha viātu, reinige Stiefel, auch bei der Büchse (bunduki) gebraucht.

safīsha mkōno yăko, reinige Hände dein, wasche deine Hände!

chakūla, Essen, Mahlzeit.

kulāla, schlafen.

ămshe kĕsho saa kumi na mbīli! wecke morgen Uhr 10 und 2 (um 6 Uhr).

băsi rūksa săsa kĕsho njō mapēma! Schluß, Entlassung jetzt, morgen komm frühzeitig!

Kleidung.

viātu, Stiefel.

sōksi, Strümpfe.

suruāle, Hosen.

suruale ndōgo, Hosen kleine (Unterhosen).

fulāna, Hemd.

kāla, Kragen.

kōti, Jacke, Rock.

koti kūba, Rock großer, Mantel.

kofīa, Kopfbedeckung, Tropenhut, Mütze.

lesso, Taschentuch.

kitămba, Handtuch.

Beim Essen.

mpīshi, Koch.

nīpe sukāri, gib mir Zucker!

kahāwa, Kaffee.

chāi, Tee.

kikōmbe, Tasse.

sahāni, Teller.

kīsu, Messer.

ūma, Gabel.

kiyīko, Löffel.

skrūbu, Pfropfenzieher, Schraubenzieher.

sūppu, Suppe.

mkāte, Brot.

nyāma, Fleisch.
mayāyi, Eier.
sūkāri, Zucker.
chūpa na bilauri, Flasche und Gläser.

Auf Jagd.

migú gāni? Fährte was für eine? Was ist das für eine Fährte?
migú jāna? Fährte gestern (von gestern).
lēo, heute, von heute.
tu ta fuāta, wollen wir (ihr) folgen?
pānda ḿti, klettere (auf den) Baum!
tēmbo bāli ao karību? (ist der) Elefant weit oder nahe?
si ōni tembo, nicht ich sehe Elefant.
una ona, kannst du sehen (ihn).
una sikīa, kannst du (ihn) hören?
oniēsha, zeige (ihn mir).
kelēle, bedeutet eigentlich: Lärm, Geschrei, wird aber meist gebraucht für: Still! Ruhig!
niamāza, schweige!
pīga, schießen.
pīcha, photographieren, auch: Bild.
ni me kōssa, habe ich gefehlt?
a me pāta, hat er bekommen, ist er getroffen?
risāsi wapi, Kugel wo, wo hat er die Kugel?
wapi dāme, wo (ist) Blut, Schweiß?

kapūti, erledigt, tot, verendet.
pēmbe kūba ao ndōgo, Gehörn stark oder schwach?
dūme āo ḿke, männlich oder weiblich, Bulle oder Kuh?
mēno, Zähne, vom Elefanten, aber auch vom Menschen.
būga, kahle Grassteppe.
pōri, Busch, Dickicht, auch Dornbuschsteppe.
sītu, Wald, Urwald, Hochwald.
kilīma, Berg.
bōnde, Tal, Niederung.
ḿto, Fluß, Bach.
upēpo wapi, Wind wo, von wo kommt der Wind?
upepo mzūri, Wind (ist) gut.
upepo bāya, Wind (ist) schlecht.
fāru, Nashorn.
mbōgo, Büffel, anderwärts auch niati genannt.
niāni, Pavian, Hundsaffe.
tumbīli, Meerkatze, kleiner Affe.
mbēga, Colobusaffe.
sīmba, Löwe.
chūi, Leopard.
marara, Serval.
buēha, Schakal.
fisi, Hyäne.
māmba, Krokodil.
niōka, Schlange.
pānya, Maus.
popo, Fledermaus.
twīga, Giraffe.
malūa, Kudu.
palahāla, Pferdeantilope.
mpōfu, Elenantilope.
kongōni, Hartebeest.
nyūmbu, Gnu.

yūmbo, Maultier.
yūmbe, Ortsvorsteher, Dorfschulze.
suāla, Gazelle.
ngiri, Warzenschwein.
pūnda milia, Zebra.
pūnda, Esel.
frāsi, Pferd.

In der Stadt.

wapi rikscha, wo ist eine Rikscha?
bōma, Regierungsgebäude.
forzāni, Zollamt.
gāri ya mōshi, Wagen mit Rauch, Eisenbahn.
nunūa, kaufen.
kiāsi gāni, Preis was für ein, was kostet das?
rāli sāna, teuer sehr, das ist zu teuer.
si rali, nicht teuer.

mōya,	mbīli,	tāto,	īnde,	tāno,
1	2	3	4	5
sīta,	sāba,	nāne,	tīsa,	kūmi,
6	7	8	9	10
kumi na moya,		kumi na mbili,		
11		12 usw.		

moya moya, einige.
mīngi, viele.
rupīa moya, 1 Rupie (1,33 Mk.).
na nūs rupia, und eine halbe Rupie.
sūmni, ein viertel Rupie.
rupia moya īna heller mīa, 1 Rupie hat 100 Heller.

Sonst viel gebrauchte Wörter und allgemeine Redensarten.

yămbo, Begrüßung, guten Tag!
jūa, Sonne.
jua kāli, Sonne scharf (sticht), auch allgemein scharf, böse.
mwēzi, Mond.
usīku, Abend.
pōsho, Verpflegung, tägliche Ration der Neger, auch Essengeld.
pōmbe, Bier, Hirsebier.
mīmi, ich.
nīni, wie?
pumbāfu, Dummkopf.
grūe, Schwein.
sāsa hīvi, jetzt sofort.
jīna yāko nāni, Name Dein welcher, wie heißt Du?
jina yangu Mabrūki, Name mein Mabruki (ich heiße M.).
jina yake nani, wie heißt das?
schauri, Gespräch, Verhandlung.
schauri gāni, Gespräch was für ein, auch allgemein: was ist los?
inshalla, so Gott will.
amri ya mungu, Befehl von Gott, es ist Gottes Wille!
engīne, noch eins, noch eine (z. B. noch ein Nashorn oder noch eine Tasse Tee).
vīlle, vīlle, gleichfalls.
hai zūrū, macht nichts, na wenn schon.
ăngalīa, acht geben, gib Acht.
kwa hēri, Lebt wohl!

Anhang III.

Die wichtigsten Bestimmungen betreffend Jagd in Deutsch-Ostafrika sind zurzeit folgende:

1. Bekanntmachung des Kaiserlichen Gouverneurs Exzellenz Schnee vom 14. Juli 1913.

A. Verzeichnis der Tiere, deren Abschuß oder Fang verboten ist.

1. Strauße, Aasgeier, Schlangengeier (Sekretäre), Kronenkraniche und Eulen, deren Eier auch nicht fortgenommen oder beschädigt werden dürfen.
2. Gorilla und Schimpansen.
3. Seekuh und Schuppentier.
4. Jungtiere (Fohlen, Kälber) von Nashorn, Zebra, Giraffe, Flußpferd und sämtlichen Horntieren (Antilopen- und Gazellenarten, einschließlich Büffel und Gnu).
5. Alle Muttertiere der unter 4. genannten Arten, sobald unzweideutig zu erkennen ist, daß sie ein Junges bei sich haben.
6. Weibliche Stücke, auch ohne Jungtierbegleitung von großer Schraubenantilope, kleiner Schraubenantilope, Wasserbock und Hirschantilope, Gras- und Moorantilope, Sumpfbock, Giraffengazelle.

B. Verzeichnis der Tierarten, deren Abschuß beschränkt ist.

Von den zur Jagd freigegebenen Tieren dürfen an männlichen Stücken auf einen Jagdschein erlegt werden:

1. von Nashorn, sämtlichen Arten Giraffen zusammen, Flußpferd (mit Ausnahme der Verwaltungsbezirke Tanga, Pangani

Rufiyi und Lindi, in welchen der Abschuß der Flußpferde unbeschränkt bleibt), Spießbock, Gras- und Moorantilope, großer Schraubenantilope, Giraffengazelle, sämtlichen Colobusaffenarten zusammen, sowie von Kandt's Meerkatze nicht mehr als je zwei Stück;

2. von Büffel, Elenantilope, Marabu und von sämtlichen Arten weißer Reiher zusammen nicht mehr als je vier Stück;
3. von Zebra, Gnu sowie von sämtlichen übrigen Antilopen und Gazellenarten nicht mehr als je zehn Stück.

Jedes erlegte weibliche Stück vorgenannter Wildarten kommt bei der Anrechnung zwei männlichen Stücken gleich.

C. Raubtiere, Fluß-, Warzen- und Stachelschwein, Erdferkel, Affen und Raubvögel (mit Ausnahme der oben genannten), Amphibien und Reptilien dürfen unbeschränkt geschossen werden.

2. Bekanntmachung über Elefantenjagd vom 30. Dezember 1911.

§ 5a. Die Jagd auf Elefanten, sowie das Erlegen oder Einfangen dieser Tiere ist nur auf Grund einer besonderen Erlaubnis gestattet, die nur Inhabern von großen Jagdscheinen (§ 4 1b und 4) erteilt wird und für die im Voraus zu entrichten sind:

150 Rupie für den ersten,
400 Rupie für den zweiten Elefanten.

Die Erlaubnis zum Abschuß von mehr als zwei Elefanten wird vom Gouvernement nicht erteilt; jedoch bleibt es dem Reichskanzler (Reichskolonialamt) vorbehalten, in gewissen Fällen Ausnahmen hiervon zuzulassen.

Eine Rückzahlung von Gebühren findet in keinem Falle statt.

Über die erteilte Erlaubnis zum Abschuß oder Einfangen von Elefanten wird von der Bezirksbehörde eine besondere Bescheinigung (Erlaubnisschein) ausgestellt, die der Jäger bei der Ausübung der Jagd oder des Fanges stets bei sich zu führen und den mit der Wahrnehmung der Jagdkontrolle beauftragten Beamten auf Verlangen vorzuzeigen hat.

Der Erlaubnisschein erlischt mit Ablauf des großen Jagdscheins, zu dem er ausgestellt wurde. Er ist darauf der Bezirksbehörde, die ihn ausgefertigt hat, ausgefüllt zurückzugeben.

Für die Ausstellung und Entziehung des Erlaubnisscheins gelten im übrigen die gleichen Bestimmungen wie für den großen Jagdschein.

Zu § 5a. Die Bezirksbehörden stellen Inhabern von Jagdscheinen der Ziffer 1b und 4 des § 4 auf Antrag gemäß § 5a, Absatz IV der Jagdverordnung vom 5. November 1908 und 30. Dezember 1911 gegen vorherige Zahlung der zuständigen Gebühren (§ 5a) Erlaubnisscheine nach anliegendem Muster aus. Der Erlaubnisschein ist vom Inhaber mit Unterschrift zu versehen. Die Erteilung von Erlaubnisscheinen ist auf dem Jagdschein zu vermerken. Der Bewerber um einen Erlaubnisschein hat zu dem Behufe seinen großen Jagdschein der Bezirksbehörde vorzuweisen. Jeder Erlaubnisschein ist vom Inhaber vor der Rückgabe an die Behörde in der aus dem Vordruck der Rückseite ersichtlichen Weise dem Jagd- bzw. Fangergebnis des Inhabers entsprechend auszufüllen. Bezüglich der Ausstellung eines Duplikates für einen verloren gegangenen Erlaubnisschein findet die für den Jagdschein gültige Vorschrift des § 6 Absatz III Anwendung.

§ 5b. Von der Erlegung oder dem Einfang eines jeden Elefanten ist der zuständigen Verwaltungsbehörde (Bezirksämter, Militärstationen, Residenturen, Bezirksnebenstellen, Militär- und Polizeiposten) von dem Jäger oder Fänger sofort Mitteilung zu machen.

Zu § 5b. Als zuständige Bezirksbehörde im Sinne dieses Paragraphen ist diejenige anzusehen, in deren Bezirk der Elefant erlegt bzw. gefangen worden ist. Bestehen Zweifel darüber, in welchem Bezirk die Erlegung bzw. der Einfang erfolgt ist, so ist derjenigen Bezirksbehörde Mitteilung zu machen, welche den Erlaubnisschein ausgestellt hat.

§ 8. Die Jagd oder das Töten von Elefantenkälbern, sowie von weiblichen Elefanten, die von Kälbern begleitet sind, ist verboten.

§ 9. Die Aneignung von herrenlosem Elfenbein ist dem Landesfiskus vorbehalten. Dem Ablieferer wird jedoch eine Vergütung von 25% des Marktwertes am Fundort gewährt.

Zu § 9. Herrenloses Elfenbein kann bei jeder Verwaltungsbehörde abgeliefert werden, gleichgültig, in welchem Bezirk es gefunden wurde.

§ 10. Unverarbeitete Elefantenzähne, die ein geringeres Gewicht als 15 kg besitzen, unterliegen der Einziehung. Ausgenommen sind Bruchzähne, welche in unbeschädigtem Zustande mindestens 15 kg wiegen würden.

Zu § 10. Vom 1. Januar 1912 ab kann der Inhaber eines Erlaubnisscheines (§ 5a, Absatz III) das von ihm auf Grund der erteilten Abschußerlaubnis erlegte Elfenbein, sofern es das in § 10 festgesetzte Mindestgewicht besitzt, also nicht der Einziehung unterliegt und demzufolge an die Behörde abgeliefert werden muß, von der nächsten Bezirksbehörde, die erreicht wird, gegen Vorzeigung des großen Jagd- oder des Erlaubnisscheins mit dem amtlichen Stempel versehen sowie sich eine Bescheinigung über den rechtmäßigen Erwerb des Elfenbeins ausstellen lassen. Eine Gebühr hierfür wird von der Behörde nicht erhoben.

Die Jagdscheine werden am besten schon von Deutschland aus beim Gouvernement in Daressalam beantragt.

Druck: J. Neumann, Neudamm.